29
3. Juliheft 1965

WASSER, SONNE, SKI UND SIE

FOTO E. L. BACH

Gemeinsamkeit?

Vor einigen Wochen kam in Berlin, dem Sitz des Nationalen Olympischen Komitees der DDR, ein Brief an. Sein Absender: Mister Avery Brundage, Präsident des Internationalen Olympischen Komitees. Bemerkenswert daran war nicht nur die Länge von 5¼ Seiten. Aufgegliedert in 12 Abschnitte und unterstützt durch 1241 Wörter, sind 12 Variationen über das Wort Gemeinsamkeit der eigentliche Inhalt. Mister Brundage erhebt mit ihnen eine Forderung, die die Sportöffentlichkeit – an der Spitze fast alle internationalen Sportföderationen durch ihre Beschlüsse – seit langem ad acta gelegt hat: eine gemeinsame deutsche Mannschaft für die Olympischen Spiele 1968 in Mexiko City und Grenoble. Wir unterstellen dem IOC-Präsidenten keine schlechten Absichten. Sein Brief ist vielmehr aus der Unkenntnis der gegenwärtigen Situation und unter völliger Mißachtung der Realität zweier deutscher Staaten entstanden.

Gemeinsamkeit. Welche Grundlage gibt es für dieses so schön klingende Wort? Im Antwortbrief vom 23. Juni auf die Ausführungen des IOC-Präsidenten schreibt der Präsident des NOK der DDR, Dr. Heinz Schöbel: „Wie wir Ihnen im vergangenen Jahr, insbesondere in Tokio und unlängst im April dieses Jahres in Lausanne ausführlich dargelegt haben, gelangte unser NOK zu der Einschätzung, daß die Grundlagen einer echten deutschen olympischen Gemeinsamkeit seitens des NOK der Bundesrepublik Deutschland systematisch zerstört wurden."

Es begann damit, daß der damalige westdeutsche Außenminister Heinrich von Brentano der Gemeinsamkeit jegliche Basis entzog, als er auf einer Fraktionssitzung der CDU forderte: „Es muß jetzt Schluß sein mit diesem Unsinn vom gesamtdeutschen Sport." Dieser Satz fand bei den Verantwortlichen der westdeutschen Sportführung bereitwillig Gehör. Am 16. August 1961 beschlossen der westdeutsche Sportbund und das westdeutsche Olympische Komitee den Abbruch sämtlicher Sportbeziehungen zu den Sportorganisationen der DDR und untersagten jegliche sportlichen Begegnungen.

Kann es Gemeinsamkeit geben, wenn Mitglieder des Deutschen Turn- und Sportbundes nach einem Grundsatzurteil des Karlsruher Gerichts unter Strafverfolgung gestellt werden, wenn die westdeutsche Justiz DDR-Sportler einkerkert und Olympiasieger und Weltmeister – wie Helmut Recknagel und Täve Schur – am Start in Westdeutschland hindert? Selbst westdeutsche Sportler und Funktionäre verurteilte man zu Zuchthausstrafen, weil sie für Verständigung und Gemeinsamkeit eintraten, die der IOC-Präsident in hohen Tönen lobt. Erst zu Pfingsten warf man die beiden Sportfunktionäre Prutean und Hopf aus diesem Grund ins Gefängnis.

Wo ist die Gemeinsamkeit, wenn westdeutsche Regierungsstellen nichts unversucht lassen, um Sportler aus der DDR zu diskriminieren? Ist es Gemeinsamkeit, wenn westdeutsche Regierungsstellen versuchen, unsere Sportler an internationalen Starts zu hindern? 100 000 Westmark gab Bonn zum Beispiel dem südamerikanischen Fußballverein Colo Colo, damit dieser seinen Vertrag mit unserer Nationalmannschaft brach.

Zwölfmal taucht das Wort Gemeinsamkeit in Mister Brundages Brief auf. Mindestens doppelt soviel Beispiele könnten angeführt werden, um das Gegenteil zu beweisen. Mister Brundage sagt, in Melbourne feierte die Gemeinsamkeit einen großen Triumph. Vergangenheit ist nicht Gegenwart. Melbourne 1956 war nicht Tokio 1964. In Japan zeigte sich deutlicher denn je, daß es keine Gemeinsamkeit mehr gibt. War schon die Bildung der sogenannten gemeinsamen Mannschaft mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, mußten sich die DDR-Sportler, als sie zu den Ausscheidungskämpfen nach Westdeutschland fuhren, schikanösen Verhören durch die westdeutsche Polizei unterziehen lassen, so zerriß die westdeutsche Sportführung in der Olympiastadt die letzten Bindeglieder. Sie verhinderte die Einigung über einen Fahnenträger zur Flaggenhissung im Olympischen Dorf. Die „Gemeinsamkeit" sah dann so aus, daß die „gemeinsame deutsche Mannschaft" ohne Flagge einmarschierte. Das war der Anfang, aber noch nicht das Ende. Entgegen den Ergebnissen der Ausscheidungswettkämpfe und der getroffenen Vereinbarungen zwischen den beiden NOK hintertrieb die westdeutsche Sportführung den Start des DDR-Seglers Bernd Dehmel. Die gespannte Atmosphäre verschlechterte sich dadurch weiter, und es gab keinerlei Kontakt mehr zwischen den beiden Mannschaftsführungen.

Selbst Herr Daume, der Präsident des Westdeutschen Olympischen Komitees und Sportbundes, trat mehrfach gegen die Gemeinsamkeit und für zwei deutsche Mannschaften ein. So auch im Dezember 1962 in Lausanne. Wenn er wenige Wochen später nichts mehr davon wissen wollte und wieder die „Gemeinsamkeit" heraufbeschwor, dann auf Weisung der Bonner Regierung, die sich erneut in die Belange des deutschen Sports einmischte. Den Beweis hierfür lieferte Daume am 1. April 1964, als er erklärte:

„Ich glaube, daß die Unbequemlichkeiten, die mit einer gemeinsamen Mannschaft verbunden sind – wir hätten es viel leichter und angenehmer, wenn wir nach Tokio fahren könnten mit eigenen Leuten –, daß man sie in Kauf nehmen muß, um zunächst einmal der anderen Seite nicht die Möglichkeit zu geben, das Nebeneinanderbestehen zweier deutscher Staaten vor der Weltöffentlichkeit, vor diesem riesigen Spektakulum olympischer Spiele, evident zu machen." Das sind Daumes wirkliche Gründe für die Gemeinsamkeit. So sieht seine Gemeinsamkeit aus.

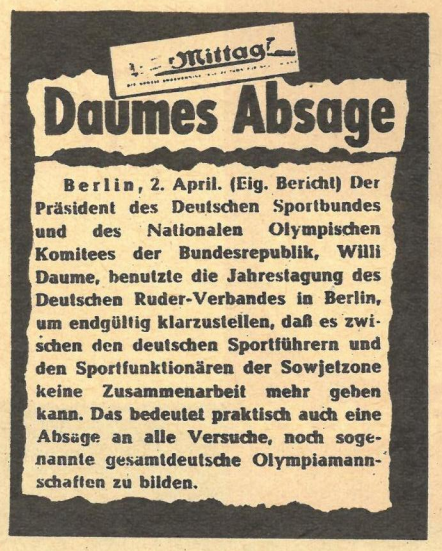
„Die nicht durch unsere Schuld immer größer gewordenen Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit der beiden deutschen NOK zur Bildung der gemeinsamen deutschen Olympiamannschaft 1964 waren der Anlaß, daß unser NOK nach reiflicher Überlegung unter dem 6. Juni 1964 den Antrag auf selbständige Teilnahme der DDR-Sportler an den Olympischen Spielen nach Tokio stellte", heißt es in dem Antwortbrief des NOK der DDR weiter. „Unser Recht auf eine eigene Vertretung der DDR-Sportler bei Olympischen Spielen leiten wir vom Statut des IOC, insbesondere der Regel Nr. 7 des Statuts, ab. Dort ist klar formuliert: Das Recht, die Farben eines Landes bei den Olympischen Spielen zu vertreten, haben nur die Staatsangehörigen des jeweiligen Landes. Die Spiele sind Wettkämpfe zwischen Einzelkämpfern und nicht zwischen Nationen. Da die Olympische Bewegung unpolitisch ist, beziehen sich die in den vorliegenden Regeln gebräuchlichen Begriffe ‚Land' oder ‚Nation' ebenso auf eine geographische Region, eine Zone oder ein Territorium, innerhalb deren Grenzen ein vom Internationalen Olympischen Komitee anerkanntes Olympisches Komitee arbeitet oder seine Tätigkeit ausübt.

Die Anerkennung eines Olympischen Komitees einer solchen geographischen Region

1. beinhaltet nicht die politische Anerkennung dieser Region, da dies nicht in die Zuständigkeit des Internationalen Olympischen Komitees gehört,
2. kann nur dann vorgenommen werden, wenn diese Region, diese Zone oder dieses Territorium während eines angemessenen Zeitraumes über eine stabile Regierung verfügt hat."

Mister Brundage ist der Sachwalter der olympischen Regeln und Gesetze. Um auf olympischem Gebiet in Deutschland Verhältnisse zu schaffen, die den Interessen der Sportler, der olympischen Idee und dem gesamtolympischen Frieden am besten gerecht werden, sollte er den olympischen Regeln und Gesetzen Wirkung verleihen, sollte der IOC-Kongreß in Madrid dem Antrag des NOK der DDR entsprechen. Das Wort Gemeinsamkeit ist nicht durch unsere Schuld zur Bedeutungslosigkeit degradiert worden.

FOTOS ZENTRALBILD



Mittag

Daumes Absage

Berlin, 2. April. (Eig. Bericht) Der Präsident des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees der Bundesrepublik, Willi Daume, benutzte die Jahrestagung des Deutschen Ruder-Verbandes in Berlin, um endgültig klarzustellen, daß es zwischen den deutschen Sportführern und den Sportfunktionären der Sowjetzone keine Zusammenarbeit mehr geben kann. Das bedeutet praktisch auch eine Absage an alle Versuche, noch sogenannte gesamtdeutsche Olympiamannschaften zu bilden.

Die westdeutsche Zeitung „Der Mittag" vom 2. April 1962

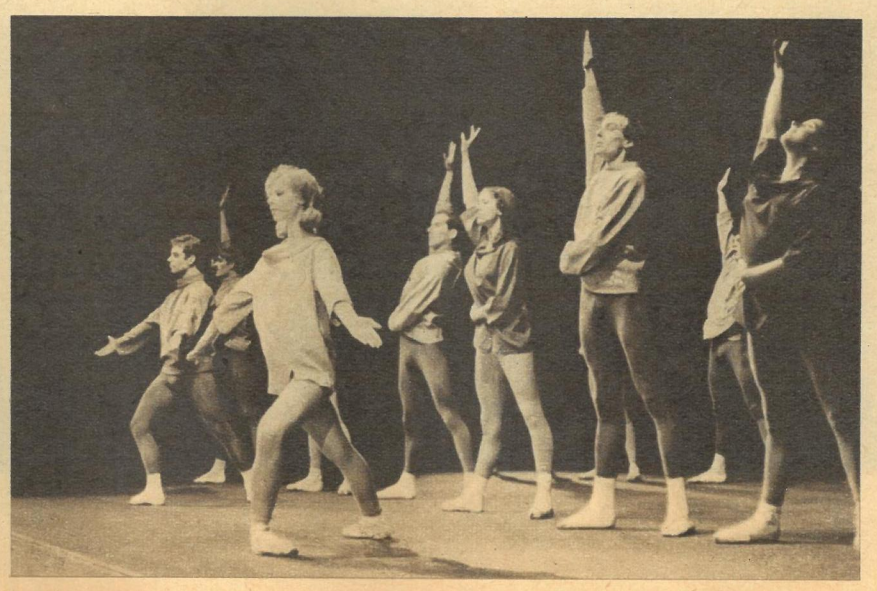
Im Prozeß gegen den westdeutschen Leichtathleten Joachim Göritz, der sich für die Verständigung und die Gemeinsamkeit zwischen beiden deutschen Sportverbänden einsetzte, beantragte der Anklagevertreter sechs Monate Gefängnis. Mit dieser Verhandlung vor der I. Großen Politischen Strafkammer des Landgerichtes Dortmund am 24. April 1964 versuchte die Bonner Justiz den Widerstand der westdeutschen Sportler gegen das Düsseldorfer Sportverbot zu brechen. So sieht Daumes Gemeinsamkeit aus.

Vom Parkett gesehen

Tanz in die Ferien

Ausverkaufte Häuser und herzlicher Beifall für junge Leute in Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig, Halle, Erfurt, Weimar, Gera und anderswo. Kurz vor Spielzeitende erlebten einige Theater im Süden unserer Republik Gastspiele der Dresdner Palucca-Schule. Wenn man will, war es für die Schülerinnen und Schüler ein Praktikum, denn allzu oft bleibt bei der harten Ausbildung keine Zeit für derartige öffentliche Vorstellungen. Gleichzeitig reisten die werdenden Tänzerinnen und Tänzer, um für ihre schöne Kunst zu werben, denn um geeigneten Nachwuchs gibt es leider noch immer Sorgen, und das nicht nur bei Palucca. Dem dankbaren Publikum wurde von der rhythmisch-musikalischen Erziehung bis zum klassischen Tanz die Vielfalt der Ausbildung an diesem Tanzinstitut vorgeführt. Nach insgesamt zwölf Vorstellungen begannen nun auch für die jungen Leute die wohlverdienten großen Ferien.

FOTOS RACH



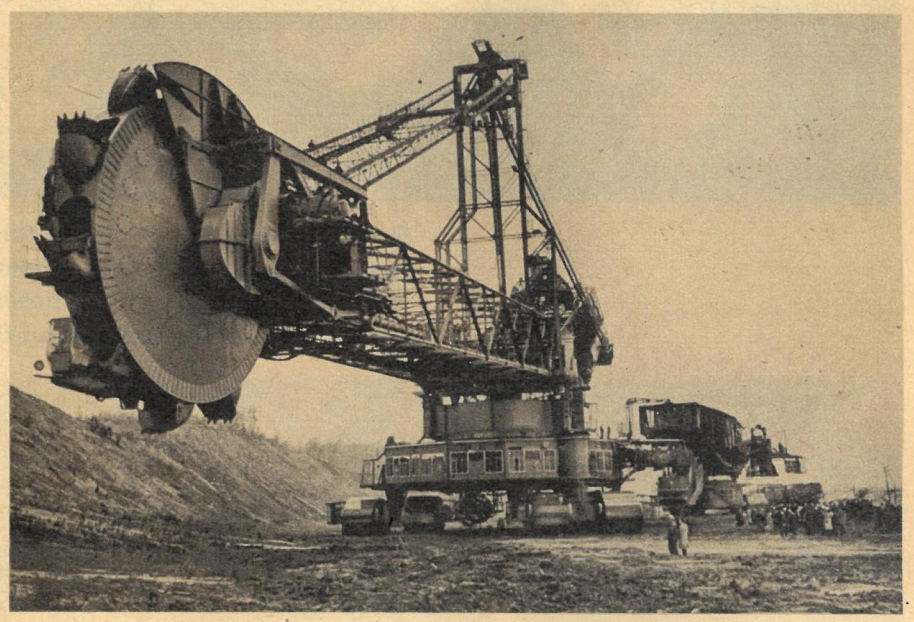
BONN. Die westdeutsche Friedensgesellschaft lud vor kurzem zu einem internationalen Forum nach Düsseldorf ein. Die Teilnehmer forderten von der Erhard-Regierung eine Politik der Entspannung und die Anerkennung der DDR als wirksamen Beitrag zur internationalen friedlichen Zusammenarbeit. Für diese Grundsätze traten (Foto von rechts nach links) ein: Professor Dr. Heinz Kamnitzer (DDR), Professor Albert Rasker (Holland), Oberkirchenrat Walter Diehl (Bundesrepublik), Dr. Walter Fabian („Gewerkschaftliche Monatshefte" des DGB), Alma Kettig (SPD-Bundestagsabgeordnete) und Professor Thirring (Vizepräsident der österreichischen UNESCO-Kommission).

FOTOS: BUSCHMANN, ZENTRALBILD (2) / KYODO TASS / AFP

BERLIN. 5200 Kubikmeter Abraum je Stunde fördert der neue Schaufelradbagger, der – Größter der Großen – vor einigen Wochen im Tagebau Meuro eingesetzt wurde. Erbauer: VEB Lauchhammerwerk. Spannweite 178 Meter, Höhe 50 Meter. Bestellungen auf Zwillingsbrüder liegen aus dem Ausland vor.

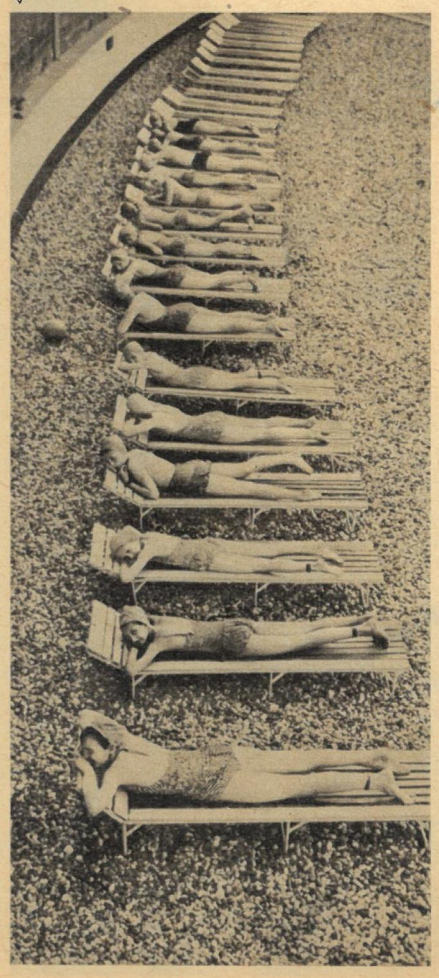
▽

PARIS. Modeschöpfer Jaques Heim überraschte seine Kundschaft mit neuen Modellen der „Spitzen"klasse, die – wie unser Foto zeigt – dieses Prädikat ausnahmsweise einmal rechtfertigen. ▷



MOSKAU. Die sommerliche Hitze macht auch den Bewohnern der sowjetischen Hauptstadt zu schaffen. Für Bademöglichkeiten sorgen zahlreiche moderne Freibäder. Wie sie genutzt werden, zeigt die Aufnahme aus dem „Schwimmbad Moskau" mit den Badenixen, die das Schwimmbecken eben mit den Liegen der Sonnenbadabteilung vertauschten.

▽



TOKIO. Die Unterzeichnung des japanisch-südkoreanischen Aggressionspaktes führte zu starken Protestdemonstrationen vor dem Amtssitz des japanischen Ministerpräsidenten. Die Polizei knüppelte zahlreiche Demonstranten nieder. Es gelang ihr jedoch nicht, die Kundgebungsteilnehmer auseinanderzujagen, obwohl durch das brutale Vorgehen der Polizeischläger viele Verletzte ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten.

▽

PRAG. Hochwasser überflutete zahlreiche Dörfer des tschechoslowakischen Donaugebietes. 34 Ortschaften mußten geräumt werden. 33 000 Evakuierte wurden in den Nachbargemeinden untergebracht.

▽

Ihr Nachthemd hat Sabine nicht zuletzt diesem Herrn zu verdanken. Er demonstriert, unter welch schwierigen Bedingungen in der Caprolactamherstellung bei einem angenommenen SO_2-Ausbruch gearbeitet werden müßte. Aber bereits ohne diesen gestellten Fakt ist die Arbeit mit den giftigen und ätzenden Phenolen sehr kompliziert. Ein weiter Weg führt von den Destillierkolonnen zur Dederon-Unterwäsche in Sabines Schrank.

Frau Sabine lebt in permanenter Abhängigkeit. Auch dieser Abend, an dem sie dederonumraschelt im Bett liegt, hat seinen Anfang in Leuna. Denn Frau Sabines Strümpfe, ihr – als gewissenhafter Chronist meiner (Chemie-)Zeit muß ich die vollsynthetischen Fakten nennen – also ihr Flatterhemdchen und mehr noch entstanden aus dem Aschenputtel der Chemie, dem Phenol. Als wißbegieriges Weib weiß sie, daß die für uns wichtigen und begehrten Artikel oft über unansehnliche Vorprodukte gehen. Phenole riechen übel, sind feuergefährlich, explosiv, gesundheitsschädlich und zeichnen sich durch andere unangenehme physikalische Eigenschaften aus. Sie müssen in komplizierten und aufwendigen Produktionsanlagen veredelt werden.

Unansehnlich und lästig

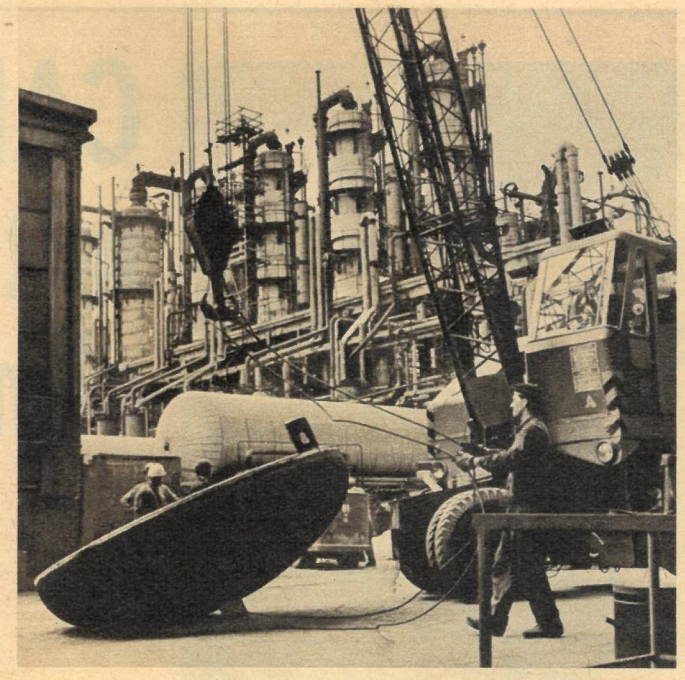
Bei der Dederongewebe- und der Plastproduktion, ja auch bei der Karosserie des wohlbekannten Trabant begegnet uns ein nicht ungefährliches Ausgangsprodukt, das Phenol. Noch vor einigen Jahrzehnten war es ein lästiges Abfallprodukt bei der Treibstofferzeugung aus Kohle, mit dem man nichts Rechtes anzufangen wußte. Lediglich wegen der antiseptischen Eigenschaften fand es in unbedeutenden Mengen als Desinfektions- und Konservierungsmittel Verwendung. Heute haben nun dieses Phenol und die gleichzeitig anfallenden Kresole ungeheure Bedeutung in der Chemie erlangt und sind als ihr Grundstoff nicht mehr wegzudenken. Neben der bereits erwähnten Dederonfasererzeugung und der Herstellung von Plasten sind sie Ausgangsprodukt für die Lackindustrie, die Produktion von immer bedeutender werdenden Weichmachern. Phenol brauchen die Filmindustrie, die Arzneimittelherstellung (Algamon C) und nicht zuletzt die Produktion von Unkrautbekämpfungsmitteln.
Mit der Förderung der Kohle, in der DDR hauptsächlich der Braunkohle, beginnt bereits der Weg zur Herstellung des Phenols. Ein großer Teil der bei uns geförderten Kohle dient der Treibstofferzeugung. Dazu wird die Braunkohle unter Ausschluß von Luft in Schwelöfen auf mehrere hundert Grad Celsius erhitzt. Bei diesem Vorgang werden die Bestandteile der Kohle grundlegend umgewandelt. Hauptsächlich entstehen dann sogenannte Kohlenwasserstoffe als Grundprodukte der Treibstoffe. Daneben aber bilden sich die sauren Phenole, auch Kresole oder Karbolsäure genannt. Im Treibstoff sind sie ungeeignet, ja sogar schädlich. Sie müssen deshalb isoliert werden. Das geschieht hauptsächlich durch Extraktion mit Natronlauge. Über einige Umwandlungsstufen wird endlich ein Phenolkonzentrat gewonnen, das außer dem Phenol noch Kresole und Xylenole enthält: die schmutzigbraunschwarze Rohsäure. Dieses Produkt kann selbstverständlich noch lange nicht als brauchbarer Ausgangsstoff dienen.

Die Wäsche des Verdammten

Die Kunstfasern, Plaste und Pharmazeutika erzeugenden Betriebe stellen hohe Anforderungen an die Phenolprodukte. Außerdem verlangen sie eine völlige Beseitigung der störenden Verunreinigungen, vor allen Dingen der Neutralöle sowie schwefel- und stickstoffhaltigen Stoffe. Im größten Chemiewerk der DDR, in den Leuna-Werken, beschäftigt sich ein größerer Betriebsteil mit der Reinigung und Zerlegung der aus der Kohlenindustrie kommenden Rohphenole. Dies geschieht auf destillativem Wege. Die Destillation ist eine der ältesten aber auch wirksamsten Methoden zur Trennung und Reinigung von Stoffgemischen. Man versteht darunter die Verdampfung eines Produktes und anschließend wieder die Verflüssigung des Dampfes. Ihre große Tradition hat die Alkoholdestillation, die Herstellung des auch heute noch so begehrten Weingeistes. Die Qualität der konzentrierten alkoholischen Getränke, wie Kognak, Wodka oder Whisky, hängt ganz entscheidend von einer vorangegangenen wirksamen Destillation ab. In der chemischen Industrie ist die Destillation jetzt vor allem für die Petrolchemie eine unerläßliche Voraussetzung. In Schwedt wird ja das gesamte Erdöl vorwiegend auf der Grundlage von Destillationsprozessen aufgearbeitet. Die Siedepunkte der Phenole liegen sehr hoch und außerdem nur wenige Grade auseinander. Die Phenole sind außerdem giftige und stark ätzende Produkte und verlangen besondere Sicherungsmaßnahmen. In den Rohphenolöfen sind Fettsäuren enthalten, die hauptsächlich bei höheren Temperaturen eine zerstörende Wirkung auf Eisen und Edelstähle haben. Man darf also bei einzelnen Destillationsstufen mit der Temperatur nicht zu hoch ansteigen. Eine Temperaturerniedrigung wird erreicht, wenn in den Destillationskolonnen Vakuum erzeugt wird, bei dem grundsätzlich alle Stoffe niedriger sieden als bei normalem Atmosphärendruck.
In den für die Phenoldestillation verwendeten Destillierkolonnen, die aus einem bis zu vierzig Meter hohen Eisenmantel bestehen, ist es möglich, die einzelnen Phenole zu trennen und zu reinigen.

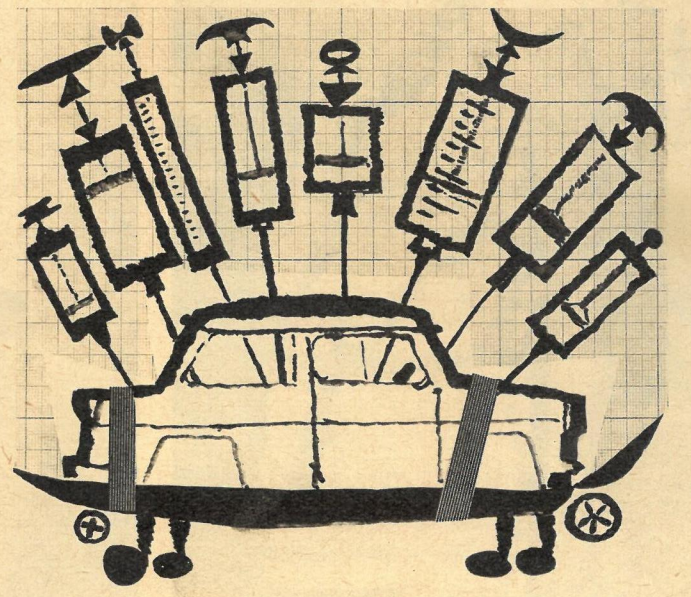
Wasserschutz

Der bereits erwähnte giftige und ätzende Charakter der Phenole erfordert höchste Vorsicht. Auf keinen Fall dürfen geringste Phenolmengen ins Erdreich gelangen; sie würden Abwasser und Grundwasser vergiften. Deshalb stehen sämtliche Anlagen der Phenoldestillation in betonierten Auffangbehältern, den sogenannten Tassen. Dadurch ist es möglich, alle anfallenden phenolhaltigen Abwässer und sogar die Niederschläge des gesamten Betriebsbereiches zu sammeln. Eine zentrale Abwasserstation leitet dann die verunreinigten Wässer Entphenolungsanlagen zu, so daß eine Vergiftung unserer Flüsse und Kanäle vermieden wird. Wenn auch dieser Aufwand sehr groß ist, so muß man ihn in Kauf nehmen. Die besten Dederonerzeugnisse könnten nicht befriedigen, wenn gleichzeitig die Wasserwirtschaft als wichtigste Lebensader eines zivilisierten Landes in eine ausweglose Situation gebracht würde.
Besonders wichtig ist, daß sich die in der Phenolverarbeitung tätigen Menschen vor der ätzenden Wirkung der Phenole schützen. Sie müssen Schutzbrille und Gummihandschuhe tragen und sogar, wenn die besondere Situation es erfordert, von Kopf bis Fuß mit kompletter Gummibekleidung ausgestattet sein. Unter welchen Strapazen in diesen Fällen die Kollegen schwere körperliche Arbeit leisten müssen, kann sich gewiß jeder ausmalen.
Von dieser Seite betrachtet bekommen die reizenden Wäschestücke einen besonderen Wert. Noch ist es aber nicht ganz hundert Jahre her, daß die Bekleidung des Menschen nur aus in der Natur vorkommenden Fasern bestand. Wolle und Seide wurden von tierischen Lebewesen gewonnen, Leinen und Baumwolle stammten aus der Pflanzenwelt. Die Gewinnung der Kunstseide aus Zellulose war der erste Schritt in eine neue Richtung. Bei ihrer Herstellung wird ein natürlicher, hochmolekularer Stoff, die in allen Pflanzen vorkommende Zellulose, nach der Reindarstellung in Lösung gebracht und dann beim Verspinnen in Faserform wieder ausgeschieden. Die Herstellung vollsynthetischer Fasern aus chemischen Produkten, die aus Kohle oder Erdöl gewonnen werden können, gelang den Chemikern erst vor dreißig Jahren.



CHEMIE FREI HAUS

Das Aschenputtel



Plaste im „Trabant". Über 200 verschiedene Teile des Pkw „Trabant" bestehen aus chemischen Werkstoffen. Ein Flugzeug vom Typ TU 104 besitzt in seinem Inneren mehr als 100 000 Teile aus Plasten.

Ringe und Ketten

Der amerikanische Chemiker Carothers beschäftigte sich damals mit der Ring- und Kettenbildung bei der Kondensation von zumeist linearen, endständig-bifunktionellen Verbindungen und fand hierbei die damals „Superpolyamide" genannten Polykondensate aus Dicarbonsäuren und Diaminen, die sich zu außerordentlich zerreißfesten, seidenartigen Fäden verspinnen ließen. Das von der Firma Dupont im großen Maßstab hergestellte Polykondensat aus Adipinsäure und Hexamethylendiamin ist unter dem Namen „Nylon" weltberühmt geworden. 1937 entdeckte der deutsche Chemiker Paul Schlack, daß auch das Caprolactam, entgegen der ursprünglichen Ansicht von Carothers, durch Polykondensation in ein Polyamid mit fadenziehenden Eigenschaften überführt werden kann. Die aus Polycaprolactam hergestellte Seide ist zuerst unter der Bezeichnung „Perlon" bekannt geworden und trägt jetzt bei uns den Namen „Dederon". Das Polycaprolactam ist nicht nur ein Grundstoff für die Gewinnung von Seide und Fasern, sondern gleichzeitig ein wichtiger thermoplastischer Kunststoff, der in den Leuna-Werken unter dem Namen „Miramid" erzeugt wird. Es gehört zu den Wundern der Chemie, daß der feine Seidenstrumpf für Damen, die Fasern eines modernen Teppichs, das Sieb oder die Kartoffelreibe in der Küche aus dem gleichen hochmolekularen Stoff bestehen, dem das Caprolactam als Monomeres zugrunde liegt. Das Caprolactam, der Ausgangsstoff für die Dederonartikel und den Kunststoff Miramid, ist eine farblose, kristalline Substanz, die sich sehr leicht in Wasser löst. Es besitzt ein ringförmiges Molekül.
Schon 1899 versuchten zwei deutsche Chemiker das Caprolactam aus Aminocapronsäure durch Abspaltung von Wasser in der Hitze zu gewinnen. Doch die Ausbeute war gering. Aber der im Kolben verbleibende zähflüssige Rückstand war das Polycaprolactam. Die beiden Forscher konnten damals noch nicht erkennen, daß sie ein Produkt vorliegen hatten, das nur vierzig Jahre später in großtechnischem Maßstabe hergestellt werden würde. Der Grund hierfür liegt darin, daß zu jener Zeit die gesamten Forschungsergebnisse der Chemie der hochmolekularen Stoffe noch unbekannt waren. In größeren Mengen wurde dann das Caprolactam im Laboratorium von dem deutschen Chemiker und Nobelpreisträger Otto Wallach hergestellt. Das Verfahren, nach dem die Leuna-Werke seit 1939 das Caprolactam herstellen, geht vom Phenol aus und ist außerordentlich kompliziert. Allein die Häufung der verschiedenartigsten Bezeichnungen vermittelt dem chemischen Laien ein Bild. So wird das Phenol zum Cyclohexanol katalytisch hydriert. Aus dem Cyclohexanol wird das Cyclohexanon. Die Umsetzung des Cyclohexanons zum Caprolactam führt über das Cyclohexanonoxim. Hierzu ist Hydroxylamin erforderlich, das in Form seines im Wasser gelösten Sulfats nach dem Verfahren, das der deutsche Chemiker Raschig entdeckt hat, gewonnen wird. Sämtliche Rohstoffe für diese Gewinnung, wie Ammonnitrit, Schwefeldioxyd und Ammoniak, werden ebenfalls in den Leuna-Werken erzeugt. Das reine Caprolactam fällt zunächst als Schmelze an. Ein großer Teil des geschmolzenen Caprolactams wird in Straßenfahrzeugen flüssig zum Versand gebracht. Ein anderer Teil wird über Kühlwalzen kristallisiert und in Säcke abgefüllt. An seine Reinheit werden höchste Anforderungen gestellt. Das gilt gleichermaßen für die Ausgangsstoffe. Die Herstellung mit seinen vielen Verfahrensstufen erfordert eine umfangreiche analytische Kontrolle und ist von einem eingespielten Kollektiv abhängig. Ständige Forschungsarbeiten sind notwendig, um das Verfahren laufend zu verbessern und die Qualität des Caprolactams zu erhöhen.

DIPL.-CHEM. WALLURA; DR. GERHARD MEIER, VERDIENTER TECHNIKER DES VOLKES.
FOTOS BUSCHMANN / ZEICHNUNG FRIEDRICH

CAMPING mit und ohne Sonne

1

2

Campingfreunde, lassen Sie sich von der Überschrift auf der Nebenseite nicht beeinflussen. Ein Schauer macht noch keinen verregneten Sommer. Bewahren Sie den „Eulenspiegel" so trocken auf wie Ihren Personalausweis, sonst haben Sie gleich in zwei Fällen nichts zu lachen. Zwei zb-Reporter sind dieser Tage mit gar nicht freundlichen Mienen von einer Polenreise zurückgekommen. Einer ihrer Aufträge lautete, lachenden Sonnenschein mit allem Drum und Dran für Sie einzufangen. Aber vierzehn Tage lang trommelte unerbittlich der Regen auf ihr Wagendach. Daß sie trotzdem nicht mit leeren Filmen und Notizblöcken zurückkommen, hatten wir erwartet. Wir bleiben aber, was das Wetter betrifft, mit Ihnen optimistisch; es wird auch keine Zeitungsseite frei bleiben. Und vielleicht, besser: hoffentlich, scheint die Sonne in Ihr Zelt, wenn Sie diese zb in die Hände bekommen. Modelle des Deutschen Modeinstituts werben fürs Campieren ohne Wasserberieselung: Ein zweiteiliger Anzug in streng sportlicher Auffassung aus strapazierfähigem Cottino, Farbe: orange (1). Ein Camping-Ensemble im Matrosenstil: Kittelbluse aus Baumwolle in Streifendessinierung, schmale Hose und gerade Klubjacke (2). Ein seitlich geschlitztes Strandhemd, komplettiert mit einem knappen Bikini (3). Eine saloppe Kittelbluse, dazu weißer enger Rock aus glänzender Zellwolle mit Panamabindung (4).

FOTOS DEUTSCHES MODEINSTITUT

3

4

BEWOHNER DER SÜMPFE

Professor Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

WELTREISE DURCH DAS TIERREICH (19)

FOTOS PROFESSOR ULLRICH

Monsun und Brahmaputra sind die Schicksalsmächte des Sumpflandes am Fuße der Mikirberge in Assam. Mensch und Tier sind von ihnen abhängig. Wenn im Juni schwere graue Wolken über Reisfelder und Elefantengrasdschungel ziehen, beginnt der große Regen. Er verwandelt Tiefebenen in riesige Seen, die sich mit den gewaltigen Wassermassen des Brahmaputra zu Meeren vereinen. Tagelang trommelt der Regen auf die Wellblechdächer der Teepflanzer und auf die Reisstrohhütten der Assamesen herab. Wege werden zu Bächen, Straßen zu Flüssen. Blitze zerreißen das Dunkel der Tropennächte, und grollender Donner hallt von den Bergen wider.

Frierend hocken die Mikir, die Bergreisbauern, um ihr Feuer in den Pfahlhäusern am Berghang. Erst nach Tagen bricht die Sonne durch die Wolkendecke und erwärmt für wenige Stunden das Land. Unter ihren Strahlen dampft der Dschungel. Der Tiger kriecht aus dem schützenden Dickicht und sucht sich ein sonniges Fleckchen, die Wärme zu genießen. Die Sumpfhirsche treten auf die Lichtungen des Grasdschungels hinaus, und die Marabus stehen mit weit gespreizten Flügeln auf den Ästen der Bäume, um sich das Gefieder zu trocknen.

Erst im September endet der große Regen. Die Trockenzeit beginnt. Noch ist Feuchtigkeit im Übermaß vorhanden. Bis weit über die Knöchel stehen die Bauern im fruchtbaren Schlamm ihrer Felder und senken die Reispflänzchen in den Boden. Der Tee treibt neue grüne Blättchen, die von den fleißigen Händen der Pflückerinnen abgezupft und in Körbe geworfen werden. Die Luft ist klar und läßt am Horizont die schneebedeckten Häupter des Himalaja deutlich erkennen.

Zu dieser Zeit werden die Panzernashornbabys geboren, die schon wenige Stunden nachdem sie das Licht der Welt erblickten vor ihren Müttern her auf schmalen Pfaden durch den dampfenden Grasdschungel wandern. Pelikane und Marabus beginnen ihre Balzspiele. Die Wildnis ist zu neuem Leben erwacht. Sind die Monate November und Dezember noch verhältnismäßig kühl, so steigt die Hitze bereits Ende Februar auf vierzig Grad. Die Pfützen und Tümpel sind längst versiegt, und das saftige Grün des Grases hat sich in ein staubiges Gelb verwandelt. Die Trockenheit geht ihrem Höhepunkt entgegen.

Mensch und Wildtier begegnen sich im Überschwemmungsgebiet nur selten. Wo der Dschungel des Elefantengrases seine grüne, oft bis fünf Meter hohe Mauer errichtet, beginnt das Reich der Tiere: der Sumpfhirsche, Muntjaks, Schweinshirsche, der großen wilden Wasserbüffel, der Kammschweine, Panzernashörner, der Tiger und der Lippenbären. Vor dem wogenden Meer schlanker Grashalme breiten sich die Reisfelder aus. Nur während der Brunstzeit, wenn das Temperament mit den Panzernashörnern durchgeht, kann es geschehen, daß ein verliebter Nashornbulle seine Auserwählte, wie es Brauch und Sitte bei diesen Riesen der Tierwelt

ist, viele hundert Meter weit treibt und dabei in die Felder der Assamesen gerät, die dann ihre Pflüge fallen lassen und vor den blindverliebten Tieren die Flucht ergreifen. Auch kann es geschehen, daß Tiger oder Leopard ihren Weg vom Grasdschungel zu den Bergwäldern durch die Teeplantagen nehmen, denn am Fuß der Berge zieht sich als hüfthoher Busch die unendliche Reihe der Teefelder entlang. Ist es dann nicht verständlich, wenn der verlockende Duft von Hunden den Leoparden verleitet, sich einige Tage im Gebiete der Menschen aufzuhalten, um sich eine solche für Leoparden überaus begehrte Beute zu holen? Es gibt genügend Hunde in den Dörfern der Assamesen, sie sind leicht zu erbeuten und werden von niemandem vermißt, wenn es nicht gerade der Hund eines Plantagenbesitzers war. Dann beginnt die Jagd nach dem gefleckten Feind. Sie endet meist mit seinem Tod, wenn er nicht zeitig genug Zuflucht in den Bambusdschungeln der Berge gesucht hat.

Der Tiger wiederum wird hin und wieder einmal die günstige Gelegenheit nutzen, eines der vielen Zebus zu schlagen, die auch nachts nicht in festen Stallungen untergebracht sind. Dann trifft ihn die Rache der gläubigen Hindus, denn er ist in ihren Augen der Mörder einer Gottheit, sind doch die Rinder in Indien heilige Tiere. An den Menschen vergreifen sich die großen Wildkatzen der Brahmaputratiefebene selten. Natürlich kann es geschehen, daß sie sich angegriffen fühlen.

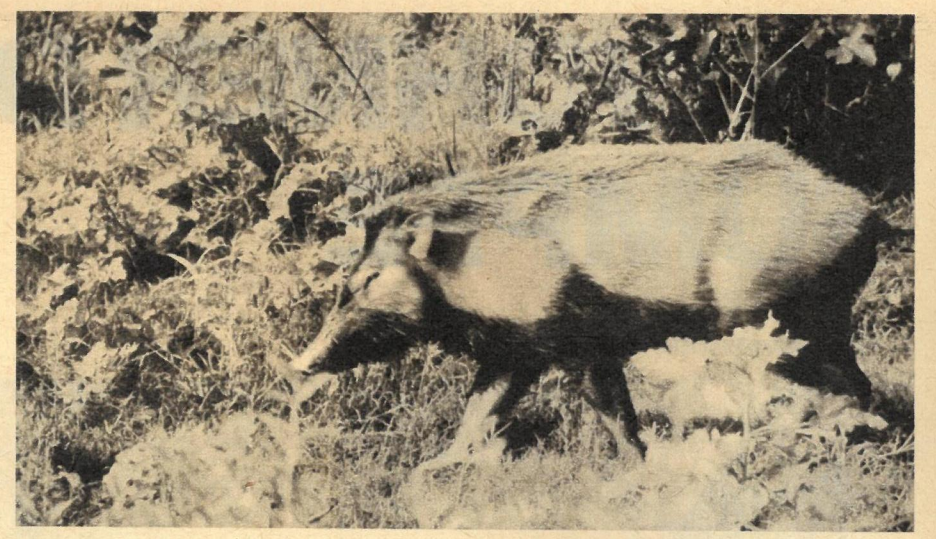
Wie sollen sie auch wissen, daß die Kette der Teepflückerinnen, die durch die Plantage zieht, keine Treibjagd auf sie macht, sondern nur von jedem Zweig die obersten drei Blättchen zupfen will. Durch derartige Mißverständnisse kann es geschehen, daß auch einmal eine Assamesin von einem Leoparden oder Tiger, der sich im Dickicht der Teepflanzung duckt, angefallen wird.

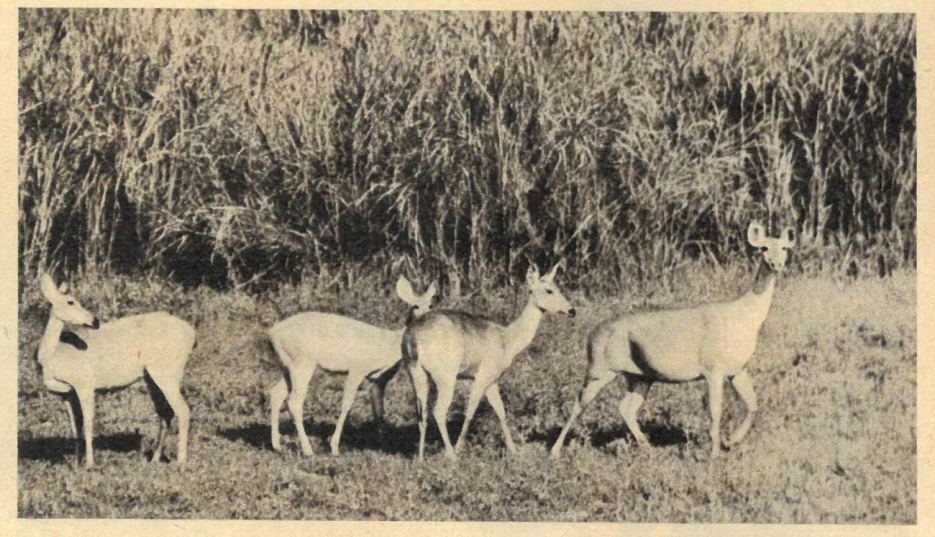
In den Dschungel des Elefantengrases wagen sich die Menschen nicht. Nur die Straßenarbeiter, die den einzigen befahrbaren Weg durch die Wildnis ausbessern müssen, sind für einige Tage gezwungen, sich im Gebiet der wilden Tiere aufzuhalten. Laut schwatzend, oft auch singend, gehen sie ihrer Arbeit nach und halten sich auf diese Art die scheuen Tiere vom Leibe, vermeiden damit unliebsame, zu Mißverständnissen führende Begegnungen. Außer ihnen reiten auf dem Rücken gezähmter Elefanten noch Wildhüter und Förster in das Grasmeer. Ihre Inspektionstouren gelten den Wilderern, die es auf Nashörner abgesehen haben, denn noch immer ist das Horn dieser Tiere eine Kostbarkeit.

Die eigentlichen Herren des Sumpflandes sind aber weder Tiger noch Nashorn, sondern die Arnis, die wilden Wasserbüffel. Vor ihnen weicht auch der Tiger aus, und selbst wenn es ihm gelingt, ein Kalb oder eine Büffelkuh zu schlagen, so wird er seine Beute vorerst im Stich lassen müssen, denn die Herde der erregten Arnis bildet eine Mauer von langen, spitzen Hörnern, und mancher Gestreifte, der nicht früh genug die Flucht ergriff, wurde von den wütenden Tieren in die Luft geworfen und von ihren Hufen zerstampft. Erst Stunden nach dem Schlagen der Beute kann der Tiger wagen, zu seinem Riß zurückzukehren und die Mahlzeit beginnen.

Die Arnis haben, wie die meisten Wildtiere, eine feste Tageseinteilung. In den frühen Morgenstunden trifft man sie beim Äsen auf den Sumpfwiesen, die als Lichtungen das Meer des Grasdschungels unterbrechen. Aber schon die erste Wärme des jungen Tages veranlaßt sie, zu den Suhlen zu ziehen. Das Wälzen im Schlamm und das Baden im klaren Wasser sind für sie höchster Genuß. Vom Morast bedeckt liegen sie in den Schlammlöchern, dicht aneinandergedrängt. Ist die Suhle groß genug, so wälzen sie sich von der einen auf die andere Seite, schlagen mit ihren breiten Hufen in den Schlamm, daß er aufspritzt, und drücken dann wieder ihre schweren Körper in den zähen warmen Brei. Am späten Nachmittag suchen sie auch gern die Seen auf, legen sich in das klare Wasser, verschwinden mit ihrem Leib in den Fluten und lassen nur den Kopf über den Wasserspiegel schauen. So liegen sie viele Stunden lang. Während der Nacht, wenn es kühler ist, äsen sie auf den Lichtungen. Der Tag dient dem Wiederkauen und der Ruhe.

So sind sie auch gezwungen, täglich kleine Wanderungen zurückzulegen: von der Suhle zur Sumpfgraslichtung, von der Lichtung zum Bad. Auf diesen Märschen wird eine bestimmte Ordnung eingehalten, wie es die Sicherheit gebietet. Voran ziehen erwachsene Kühe. Ihnen folgen die Kälber, die einen Kindergarten bilden. Nach den Kälbern kommt wieder eine Gruppe erwachsener Kühe und junger Bullen. Ich weiß nicht, ob es nur eine Tradition der Herde war, die wir viele Wochen lang beobachteten, oder ob es ein Gesetz jeder Arniherde ist, daß in einem Abstand von etwa zwanzig Metern hinter der Herde noch eine Nachhut folgt, ein kleiner Trupp, bestehend in diesem Falle aus einer alten und deshalb sicher auch sehr erfahrenen Kuh, einer jüngeren Kuh, die wahrscheinlich kein Kalb besaß, und einem kräftigen, jungerwachsenen Bullen. Diese drei hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Sie suhlten zusammen, sie badeten miteinander, sie waren auch die ersten, die wieder ihre Suhlen bezogen, wenn wir die Herde vergrämt hatten, und die letzten, die sie verließen, wenn die Herde abzog. Es schien, daß ihre Fluchtdistanz gegenüber dem Menschen zwanzig Meter geringer war als die ihrer Herdengenossen. Wenn jedoch akute Gefahr bestand und die Herde erschreckt die Flucht ergriff, dann schlossen sie sich den anderen an und tauchten in der Herde unter. Aber wir wollten mehr über die Befugnisse dieser drei Arnis wissen. Wie werden sie sich verhalten, wenn wir die Herde zum Angriff zwingen? Unser Mahaut, der Elefantenlenker, war von dem Plan, die Büffel zum Angriff zu reizen, keinesfalls begeistert. Er wiegte bedenklich den Kopf hin und her. Schließlich ließ er sich doch überreden. Auf übersichtlicher, freier Fläche, am Rande der Seen oder auf den Lichtungen, ergriffen die Arnis die Flucht, wenn wir über die von ihnen genehmigte Distanz hinaus auf sie zuritten. Wir mußten sie also in das hohe Elefantengras treiben. Als wir eines Tages unsere Arnis wieder auf der Lichtung trafen, ritten wir auf sie zu. Die Büffel formierten ihre Marschordnung und zogen zum Dschungel. Bald war auch die Nachhut in der Grasmauer verschwunden. Wir blieben ihnen auf der Spur und hörten das Trampeln ihrer Hufe. Das Gras wogte, im Rhythmus ihres Galopps tauchten die Hörner über dem Grasmeer auf. Dann wurde es ruhig. Sie hatten eine Reihe gebildet, ihre Kälber hinter sich gedrängt und waren offensichtlich bereit, uns zu empfangen. Wir ritten weiter. Durch die weit gedehnten Nüstern zogen sie die Witterung ein. Plötzlich lösten sich drei Tiere aus der Front und griffen an. Unser Mahaut hatte Mühe, den Reitelefanten an der Flucht zu hindern. Bis auf wenige Meter kam die alte Kuh der Nachhut herangestampft. Hinter ihr blieben die junge Kuh und der Bulle. Dann schoben sie sich, langsam rückwärts gehend, wieder an ihre Herde heran und starteten den nächsten Scheinangriff. Sie drohten uns: Bis hierher und nicht weiter! Wir verstanden ihre Warnung, drehten um und zogen langsam davon, hatten wir doch eine Antwort auf unsere Frage erhalten: Die Nachhut war auch für die Verteidigung der Herde verantwortlich. Wir hatten einen kleinen Einblick in die Gesetze der Herde unserer wilden Wasserbüffel erhalten.





Bilder von oben nach unten:
Das indische Kammschwein, ein naher Verwandter unseres Wildschweines. – Auf den Sumpfwiesen des Elefantengrasdschungels geben sich alle Pflanzenfresser dieses Gebietes ein Stelldichein. Ein Rudel Sumpfhirsche zieht bei Sonnenuntergang über die Lichtung. – Die Arnis sind auch die wilden Stammväter der Hausbüffel, die von den Bauern in Indien gehalten werden. Schon in den Balkanländern kann man sie als Zugtiere sehen.

Die alten Arnibullen bestimmen zwar Richtung und Zeit der Wanderungen, kümmern sich jedoch nicht um die Sicherheit der Herde.

...und Ihre Meinung?

zb Nr. 24/1965

„Bademeister" – Schwimmeister

In Ihrer obengenannten Ausgabe ist Ihnen ein sehr bedauerlicher Fehler unterlaufen. Die „Bademeister" von Kühlungsborn und anderen Schwimmbädern sind Schwimmeister. Wir legen vor dem „Staatlichen Komitee für Körperkultur und Sport" die Prüfung als „staatlich geprüfter Schwimmeister" ab.

Klaus Hansen,
Schwimmeister im Betriebsbad
Mineralölwerk Lützkendorf

Titelkämpfe der Hoffnungen

Eine bessere Werbung für den Boxsport konnte es nicht geben. Den größten Anteil hieran hatten die sowjetischen Boxer, die wahre Boxkunst demonstrierten. Mit Keilereien war bei diesen Meisterschaften nichts mehr zu gewinnen; hier entschied einzig und allein die Technik. Ein besonderer Genuß war es, den sowjetischen Boxer Popentschenko zu sehen, der zum Lieblingsboxer in Berlin wurde. Diese Boxeuropameisterschaften haben dem Boxsport viele neue Freunde gewonnen; darunter auch solche, die bisher nichts für den „rohen" Kampfsport übrig hatten. Der Redaktion der zb sei gedankt für ihre illustrierte Rückblende.

Hermann Scholz, Blankenburg im Harz

zb Nr. 21/1965

Schlager oder Volkslied

Als ich den Beitrag „Das Ei des Lehrers Schneider" las, mußte ich an die Zeit meiner Kindheit denken, in der sich die Lehrer nicht solche Mühe machten, in ihrer Freizeit den Schülern so zur musischen Bildung zu helfen. Lehrer ist nicht nur ein Beruf, sondern eine Berufung. Die Kinder spielen, singen, musizieren gern, aber es muß alles gelenkt werden. Leider hört man aus Kindermund eher einen Schlager als ein Pionier- oder Volkslied. Ihr Artikel regte mich an, auch hier in meiner neuen Umgebung wieder im schulischen Leben aktiver zu werden, die Arbeit der Erzieher zu unterstützen, Bindung zu finden zu den Pionieren und ihnen zu helfen, die Pioniernachmittage interessant zu gestalten.

E. Beyer, Leipzig

*

zb-AUSKUNFT

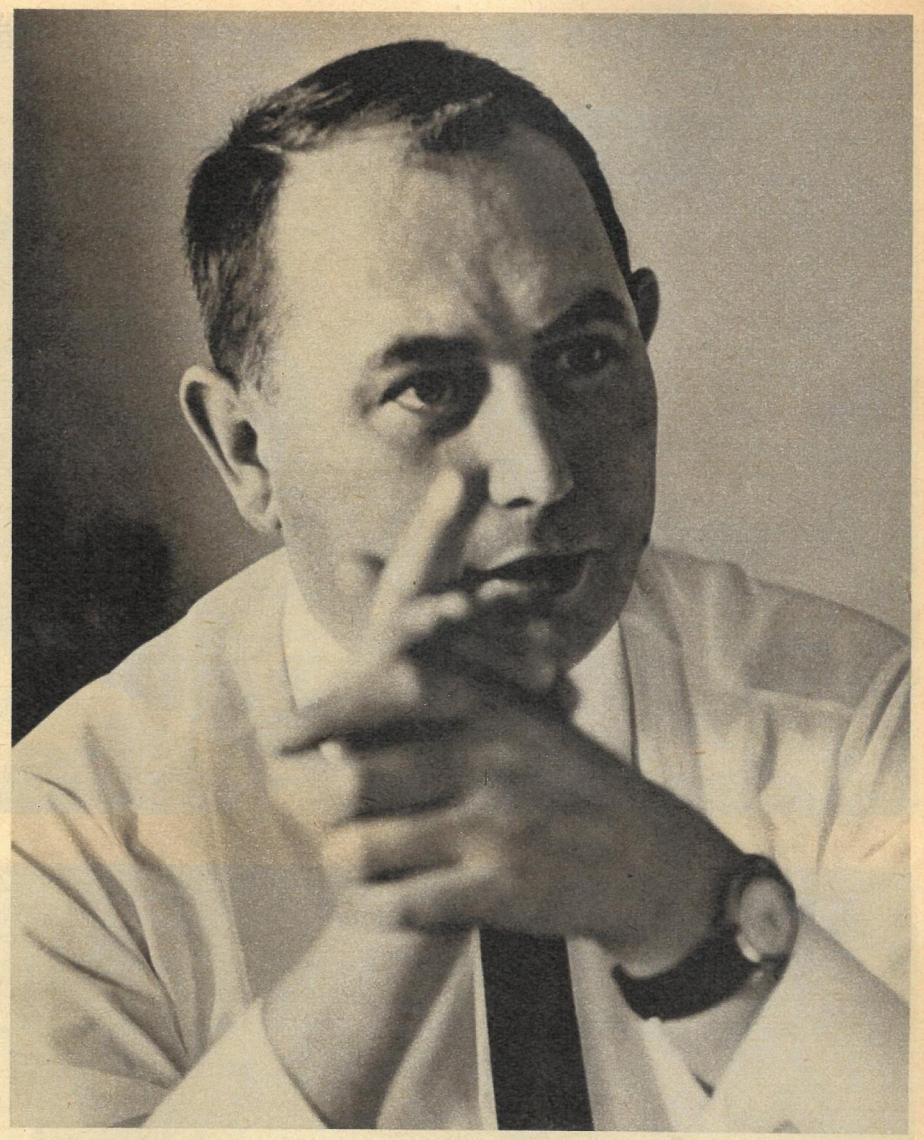
Wie groß ist die Fläche der DDR?

In Heft 16/1965 geben Sie als Vergleichszahl in dem Artikel „Neue Töne am Bosporus" die Fläche unserer Republik mit 108 300 km² an. Ich habe mir einmal die Mühe gemacht und in einer ganzen Reihe einschlägiger Werke die genaue Anzahl der km² erforscht, aber ein endgültiges Ergebnis war nicht feststellbar. Es bestehen Schwankungen zwischen 107 830 und 108 300 km². Wieviel sind es denn nun wirklich?

Gerhard Feierabend, Bautzen

Im VEB Hermann Haack, Geographisch-Kartographische Anstalt Gotha/Leipzig, ist es üblich, Flächenangaben für Staaten und deren administrative Einheiten den neuesten amtlichen Veröffentlichungen der betreffenden Staaten zu entnehmen. Für die DDR ist die einschlägige amtliche Veröffentlichung das alljährlich erscheinende Statistische Jahrbuch, herausgegeben von der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik. Von 1955 an liegen neun Ausgaben dieses Jahrbuches vor. In diesen finden sich sieben verschiedene Angaben über die Fläche der DDR, zwischen 107 830 (1959) und 108 300 km² (1962). Natürlich ist die DDR nicht im Zeitraum des Erscheinens der genannten neun Statistischen Jahrbücher um 470 km² (das ist die größte Differenz zwischen den Angaben) gewachsen. In den Fußnoten der Statistischen Jahrbücher ist angegeben, daß es sich bei den Veränderungen der Zahlen darum handelt, daß die Katasterflächen durch Neuvermessungen berichtigt werden und diese Berichtigungen im Laufe eines Jahres in die neu auszuweisenden Gesamtzahlen eingehen. In den letzten drei Ausgaben des Statistischen Jahrbuches der DDR gibt es daher nur noch sehr geringfügige Abweichungen der Flächenangaben voneinander, zwischen 108 295 und 108 300 km², so daß man die Frage nach der tatsächlichen Größe der DDR mit der runden Zahl 108 300 km² beantworten kann.

Dr. Witthauer, Gotha
Wissenschaftlicher Mitarbeiter



zb-Besuch bei Wolfgang Gruber, Direktor des „Zentralhauses für Kulturarbeit" in Leipzig

Schalt-zentrale Kultur

Das Zentralhaus mit dem unpassenden Namen (W. Gruber: „Kultur und Arbeit – die schwergewichtige Wortehe erschreckt manche Leute"), das Zentralhaus für Kulturarbeit also liegt ungefähr in der Mitte zwischen Thomaskirche und Neuem Rathaus. Im zweiten Stock residiert Direktor Wolfgang Gruber, 37 Jahre alt, seit etwa 15 Jahren Schwerarbeiter in Sachen Kultur. Heute unterstehen ihm drei „Werke". Das Gebäude am Dittrichring 4, in dem unter anderen auch die Sekretäre der 15 Laienkunst-Arbeitsgemeinschaften zu erreichen sind. Das Institut für Volkskunstforschung mit seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern. Und schließlich noch die große Abteilung, von der aus rund 10 000 Fernstudenten mit Lehrmaterialien versorgt werden. Das kleine Schild am Eingang zum Dittrichring 4 täuscht arglistig den unvorbereiteten Besucher: Hinter dem schlichten Namen „Zentralhaus für Kulturarbeit" verbirgt sich ein gewaltiger Packen wichtiger Aufgaben! Unser übliches zb-Besuchsgespräch mit Genossen Wolfgang Gruber verwandelt sich angesichts dieser Tatsache sehr schnell in ein Frage- und Antwortspiel zum Thema „Kulturarbeit 1965".

Was halten Sie vom Niveau unserer Laienkünstler?

Die Frage ist ein bißchen global. Darf ich mit einer Anekdote antworten? Ende Mai, zum Zentralen Leistungsvergleich der Laientanzorchester, sollte Alfons Wonneberg ein Musterkonzert vor den Orchesterleitern geben. Er saß den ganzen Vormittag neben mir in unserer Jury, gegen 12 Uhr stand er auf, entschuldigte sich und ging zu seinen Musikern. Der Grund: Das Niveau der spielenden Kapellen erschien ihm so hoch, daß er nicht mit seinem üblichen, rundfunkreifen Programm vor ihnen aufreten wollte. Folglich bekamen die lernlustigen Kapellenleiter ein Stück hochinteressanter Werkstattarbeit vorgesetzt. Eine Art Hobbyschau: Improvisationen, Jazz, originelles Zusammenspiel usw. Übrigens gibt es augenblicklich etwa 5000 Laientanzorchester bei uns; die besten können sich mit guten Berufsorchestern vergleichen. Ähnlich ist es auf jedem Gebiet der Laienkunst.

Viel beachtet bei den Arbeiterfestspielen 1965: Die hervorragende Aufführung von „Menschen in Bewährung" durch das Arbeitertheater des Erdölverarbeitungswerkes Schwedt. Anschließend traf sich das Ensemble mit Mitgliedern der Regierung und des Zentralkomitees. Ministerpräsident Willi Stoph (rechts neben ihm die Hauptdarstellerin Carmen Kellner): „Ich bin kein Theaterfachmann, aber euer Spiel, euer Anliegen, der Inhalt des Stückes, das alles hat mich sehr tief bewegt. Ich bin euch sehr dankbar!"

Schalt-zentrale Kultur

Welchen Anteil hat das Zentralhaus an diesen Erfolgen?
Unser Haus besitzt eine große Kraft: Das sind die ehrenamtlichen Mitarbeiter in den Zentralen Arbeitsgemeinschaften. Jede der 15 Sektionen hat 20 bis 40 – rund 500 Fachleute helfen uns also direkt. Der Chorausschuß unter Professor Helmut Koch beispielsweise hält Verbindung mit den vielen Chören der Republik. Alle ehrenamtlichen Funktionäre der 15 Laienkunst-Sektionen zusammengenommen würden eine Kleinstadt füllen: Es sind immerhin 21 000! Fast die Hälfte davon absolviert bei uns entweder das Grundstudium für Kulturfunktionäre oder die Spezialschule für Leiter des künstlerischen Volksschaffens. Beide Lehrgänge laufen jetzt zum ersten Mal: Leider qualifizieren sich die meisten „nur" für ihre Gruppen. Zukünftig wollen wir die besten aus den Zirkeln als Leiter für neue Gruppen ausbilden. Für den Bitterfelder Weg von morgen: Was meinen Sie, wie viele künstlerische und musische Interessen noch in Wohngebieten und Dörfern brachliegen!

Das Zentralhaus besteht seit 1952. Was hat sich seit den Anfängen von damals verändert?
Genaugenommen alles. Und fast nichts im negativen Sinne. Viele alte „Kinder" wuchsen uns über den Kopf, neue fanden sich ein. In den letzten Jahren beispielsweise entstand eine völlig neue Richtung: Jetzt betreuen wir etwa 500 Studios und Zirkel der Filmamateure. In der DDR besitzen über 100 000 Menschen Filmkameras, und ein erheblicher Teil davon will künstlerische Ambitionen pflegen. Hinzu kamen auch die „Schreibenden Arbeiter". Zuerst schrieb nur ein kleines Häuflein, jetzt versorgen die Zirkel noch andere Gruppen mit literarischen Vorlagen. Das Wort „Chronisten unserer Zeit" klingt etwas abgegriffen, aber einige Zirkel betätigen sich sehr erfolgreich in diesem Sinne.

Gesammelt im Archiv „Bildende Kunst": die besten Arbeiten der Laienkünstler.

Wie erklären Sie sich das ständig steigende Interesse an künstlerischer Selbstbetätigung?
Ganz einfach: Aus den Bedürfnissen nach nützlicher, kulturvoller Freizeitbeschäftigung! Es gibt keine Statistiken, aber so etwa 800 000 DDR-Bürger gehören den verschiedenen Gruppen und Zirkeln an. Die jungen Arbeitervarietés unserer Republik beispielsweise entwickelten sich aus den „Jungen Talenten". Hier in Leipzig verbindet das Arbeitervarieté sein Programm mit Elementen der Prager „Laterna magica". Vor jedem Auftritt läuft ein kurzer Amateurfilm, der den Künstler im normalen Leben zeigt. Die Zuschauer wissen auf diese Art, was das für Leute da oben auf der Bühne sind. Oft spielen die Artisten kleine Rollen auf der Bühne, und das geht natürlich erfreulich weit über das übliche Nummernprogramm hinaus. Ganz schwer wiegt für den Laienkünstler das Erfolgserlebnis. Und gerade da haben wir

Ein Orden für das Haus, verliehen 1965 vom Ministerium für Kultur.

noch einige Sorgen: Manche Arbeitertheater, Opern- oder Ballettgruppen können nicht oft genug auftreten. Alle Theaterleiter sollten darum überlegen, wie da zu helfen wäre. Im Theater Zeitz spielen die Laien aus Profen im Anrecht. Auch das Karl-Marx-Städter Pioniertheater hat ein Anrechtsystem für 3000 Kinder aufgebaut. Es geht also! Zum Teil sind die großen Ensembles selbst an ihren Auftrittsorgen schuld; auch Programme für kleine Bühnen in Klubhäusern oder Dorfgaststätten können anspruchsvoll sein.

Läßt sich Kultur planen? Wie soll es bei Ihnen weitergehen?
Augenblicklich untersuchen Mitarbeiter aus unserem Institut für Volkskunstforschung den Kreis Teterow. Wir erwarten von ihnen die Antwort auf unsere Frage: Mit welchen Mitteln, Methoden und Formen können wir das geistig-kulturelle Leben auf dem Lande unterstützen? Auch in den Städten kann noch sehr viel getan werden. Ich denke zum Beispiel an Beratungsstunden in den Klubhäusern. Manche Menschen können aus tausend verschiedenen Gründen nicht in Zirkeln mitarbeiten. Für sie müssen wir „zirkeloffene Formen" aufbauen. Man soll zukünftig mit seinen Filmen, Zeichnungen oder Gedichten in ein Klubhaus gehen können und dort zu jeder Zeit Rat und Hilfe finden. Das Wichtigste für die Zukunft überhaupt: Auch das Publikum der Laienkünstler fordert Substanz und künstlerische Leistung.

Gratulation für die Deutschen Meister im Turniertanz, Brigitte und Hasso Busch.

Ohne ständig steigende Qualität bieten wir niemandem ein Kunsterlebnis.

Das Zentralhaus zählt zu den Organisatoren der Arbeiterfestspiele. Wie werten Sie Eisenhüttenstadt 1965?
Das diesjährige Treffen der Besten im Bezirk Frankfurt bestätigte voll und ganz einen Satz Walter Ulbrichts: Es war tatsächlich eine imponierende „Olympiade der Volkskunst"! Für uns bringen die Festspiele immer einen riesigen Berg Arbeit. Vorher und nachher. Jetzt sichten wir die Ergebnisse und verbreiten dann über die 15 Arbeitsgemeinschaften die besten Erfahrungen. Ständiges Ziel: Mit welchen Mitteln und Methoden kommen wir am schnellsten weiter?

Und Sie persönlich? Wie sieht Ihr privater Perspektivplan aus?
Die erste Kulturschule wollte ich schon 1950 besuchen. Damals arbeitete ich noch im Leuna-Werk. Durch einen Trick kam ich um meinen Lehrgang: Nach Prüfung abgelehnt und in die Kulturabteilung des FDGB-Landesvorstandes eingestellt! Inzwischen erwarb ich nach vier Jahren Fernstudium den Titel „Diplom-Klubhausleiter", und jetzt, im September, beginnt mein nächstes Fernstudium – an der Philosophischen Fakultät in Leipzig für fünf Jahre, also genau bis 1970. Auch ein Kulturfunktionär darf nicht Gewehr bei Fuß stehen.

TEXT: BLUTKE
FOTOS: BÖHLE (5), BUSCHMANN (3), RICHTER (1)

Gift Gift Gift

12

TATSACHENBERICHT VON BERNT KARGER-DECKER — ILLUSTRATIONEN KARL FISCHER

Ein „Teufelskraut"

Am Anfang war das Schnupfen Mode, und selbst in der Kirche huldigten Gläubige und Priester dem Tabaksteufel. Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts kam dann das Pfeiferauchen auf. Und obwohl das „Tabaktrinken" oder „Nebelsaufen", wie das Rauchen früher genannt wurde, in vielen Ländern mit schweren Strafen belegt wurde, setzte es sich in ganz Europa durch. In Berlin – wie auch in der Schweiz – erachtete man das Rauchen dem Ehebruch gleich und ahndete es mit Gefängnis oder öffentlicher Auspeitschung.

Wenn man allerdings berücksichtigt, daß in früheren Jahrhunderten durch wenig achtsame Pfeifenraucher so manches schwere Brandunglück verursacht worden war, so kann man die strengen Strafandrohungen der Gesetzeshüter vielleicht verstehen. Immerhin sollen einer Chronik zufolge anno 1642 in Görlitz annähernd hundert Häuser durch unvorsichtiges Anzünden einer „Tobackspfeife" vernichtet worden sein. Der Brand der Wiener Hofburg im Jahre 1668 soll gleichfalls durch einen Raucher verursacht worden sein. Eine dritte Hiobsbotschaft vermeldet wörtlich: „Zu Coppenhagen habe Anno 1680 ein Schneider auf einem Schiffe mit dem Toback ein groß Unglück angerichtet; denn als er die Tobacks-Pfeife ausklopfet, sind die Kohlen und Asche in die Pulver-Kammer gekommen, dadurch das Schiff samt fünfundzwanzig Persohnen in die Lufft gesprenget worden."

Zigarre wird Trumpf

Doch auch noch andere, vornehmlich ästhetische und gesundheitliche Gründe wurden jederzeit gegen das Tabaktrinken, wie ehedem gegen das Schnupfen, ins Feld geführt. Der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus", Christoffel von Grimmelshausen, der mit viel Witz und Ironie die Torheiten seiner Zeit der Lächerlichkeit preisgab, höhnte über die Tabaksüchtigen: „Theils saufen Toback, andere fressen ihn, von namentlichen wird er geschnupft, also daß mich wundert, warum sich noch keiner vorgefunden, der ihn auch in die Ohren steckt!"

Goethe hielt den Tabakgenuß in mehrfacher Hinsicht für schädlich. „Das Rauchen macht dumm und unfähig zum Denken und Dichten", sagte er. Es verleite zum Biertrinken, damit der überhitzte Gaumen wieder abgekühlt werde. Beides würde die Nerven abstumpfen und das Blut bis zum Stauen verdicken. Wenn es so fortgehen sollte, wie es den Anschein habe, warnte er, werde man „nach zwei oder drei Menschenaltern schon sehen, was diese Bierbäuche und Schmauchlümmel aus Teutschland gemacht haben". Und als einer der bedeutendsten Ärzte des Goethezeitalters schrieb Christoph Wilhelm Hufeland, königlicher Leibmedicus und Direktor der Berliner Charité, in seinem Buch „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", es sei einer der unbegreiflichsten Genüsse. Abgesehen davon, daß es als etwas Schmutziges, Beißendes, Übelriechendes die Zähne verderbe, den Körper austrockne, mager und blaß mache, Augen und Gedächtnis schwäche, das Blut nach Kopf und Lunge ziehe und daher zu Kopfschmerzen disponiere, könne es denen, die hektische Anlagen besäßen, Bluthusten und Lungensucht beibringen. Er, Hufeland, warne daher jedermann vor dem Tabakrauchen und würde sich sehr freuen, wenn es ihm hierdurch gelingen sollte, zur Verminderung der üblen Sitte beizutragen!

Es gelang ihm natürlich nicht. Noch immer schenkten die Tabakbesessenen den Worten des längst unter der Erde liegenden ehemaligen kurfürstlich-brandenburgischen Leibarztes Cornelius Bontekoe, eines gebürtigen Holländers, größeren Glauben, der sich in seiner Schrift „Von dem Leben, der Gesundheit, der Krankheit und dem Tode des Menschen" als Lobredner des „Knaster-Tobacks" vernehmen ließ: „Nichts ist dem Leben und der Gesundheit so nötig und dienlich als der Rauch des königlichen Gewächses, des Tabaks . . ." Er wäre „gut und angenehm vom frühen Morgen bis zum Abend, wenn man aufsteht und nüchtern ist, wenn man gegessen hat und ehe man essen will, mit einem Worte: allezeit." Ein anderer holländischer Arzt, namens Beintema, empfahl sogar, zwanzig Pfeifen an einem Tag zu „trinken"; das wäre ungefähr das Maß, „um gesund zu bleiben und ein langes Leben zu haben"!

So waren in den Städten und Vorstädten die sogenannten Tabagien wie Pilze aus der Erde gewachsen, in denen sich allabendlich Gesellen und Handwerksburschen, Fuhrleute, Schiffer, Dienstmänner, Fabrikarbeiter und andere trinkend, possenreißend und rauchend zusammenfanden.

Warum sollte man auch nicht! Schließlich hatte ja lange genug auch am preußischen Hofe ein „Tabakskollegium" bestanden, in dem sich der König mit einer stattlichen Anzahl weiterer hoher Pfeifenköpfe von fünf Uhr nachmittags bis in die Nacht hinein dem Bier- und Tabakgenuß hingab. Darum begriff auch der gemeine Mann nicht, weshalb noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das „öffentliche Tabakrauchen auf den Straßen und Promenaden als unanständig aufs strengste untersagt" sein sollte.

Das neunzehnte Jahrhundert wurde das Jahrhundert der Zigarre. Sie bürgerte sich um so leichter ein, als die Tabakpfeifen damals groß und unhandlich waren und sich folglich schwer stopfen und anzünden ließen. Und wo sollte man sie aufbewahren, wenn man nicht rauchte? Die Zigarrendose konnten sogar die Damen, die sich gleich den Kavalieren dem Zigarrenrauchen zuwandten, bequem unter ihrer Mantille unterbringen. Überdies paßte die Zigarre besser zur bürgerlichen Persönlichkeitsentfaltung.

In Mittelamerika hatten die spanischen Eroberer die Zigarre in Form einer aus Maisblättern mit Tabakfüllung gewickelten „Rauchrolle" kennengelernt und sie nach der europäischen Heimat gebracht. Die Kunst des Zigarrenwickelns wurde hier im Laufe der Jahre verfeinert, und bald verstanden die Spanier auch, Deckblätter aus der Tabakpflanze selbst zu gewinnen.

Die erste deutsche Zigarrenfabrik gründete im Jahre 1788 der Hamburger Kaufmann Hans Heinz Schlottmann, nachdem er die Zigarrenherstellung auf einer Geschäftsreise in Spanien erlernt hatte.

Siegeszug der Zigarette

Von dem Augenblick an, da ein Raucher auf den Gedanken verfiel, Tabak in Papier zu hüllen, war schließlich die Zigarette erfunden. Wer es gewesen, weiß niemand. Aber schon Casanova, der galante italienische Abenteurer und Hochstapler, weiß in seinen Memoiren von einem spanischen Gastwirt zu berichten, den er im Jahre 1767 beim Rauchen einer „Zigarre in Papier" angetroffen habe.

Die eigentliche Zigarette soll jedoch erst im neunzehnten Jahrhundert im nahen Orient erfunden worden sein, von wo aus die Engländer und Franzosen sie nach dem Krimkrieg in Europa verbreiteten. Diese sogenannte Orientzigarette zeichnete sich durch milden, würzigen Tabak aus. Eine russische Zigarettenfabrik hatte 1862 in Dresden die erste deutsche Zigarettenfabrik als Filiale errichtet, die sich rasch zu einem Zentrum des Handels mit Orienttabak entwickelte.

Mit der Jahrhundertwende setzte der Siegeszug der Zigarette ein, die sich besonders gut für eine maschinelle Massenproduktion und die Besteuerung eignete und besser als die Tabakpfeife und die Zigarre dem hastigen Tempo der modernen Zeit entsprach. Über fünfzigtausend Zigaretten vermochte anfänglich eine einzige Maschine in der Stunde herzustellen. Die heutigen nahezu vollautomatischen Strangmaschinen erzeugen über das Doppelte. Eine marktschreierische Reklame, die es verstand, die Zigarette mit dem Begriff der Jugend und Schönheit in Zusammenhang zu bringen, indessen sie die Zigarre als ein Sinnbild reifer Männlichkeit kennzeichnete, verhalf dazu, diese ungeheuren Zigarettenmengen an den Mann und die Frau zu bringen.

Der Weltverbrauch an Tabak belief sich in den letzten siebzehn Jahren auf etwa dreieinhalb Millionen Tonnen jährlich.

Der Jahresanteil an Zigaretten beträgt schätzungsweise zwei- bis zweieinhalbtausend Milliarden Stück, das sind zwei bis zweieinhalb Billionen!
Wenn man einen starken Zigarettenraucher fragt, warum er eigentlich so viel rauche, erhält man häufig zur Antwort: Weil es schmeckt. Dabei stimmt das gar nicht, denn weder die menschliche Zunge, unser Hauptorgan des Geschmacks, noch die Haut des Gaumens oder des Schlundringes beherbergen „Schmeckbecher" oder „Geschmacksknospen" für Rauch. Das aber einem leidenschaftlichen Raucher glaubhaft zu machen, ist verlorene Mühe. Er behauptet weiterhin, die Zigarette munde ihm; im übrigen brauche er sie, um sich zu entspannen, um neue Kraft zu schöpfen, um sich vor schwierigen oder mißlichen Situationen zu konzentrieren oder zu beruhigen, auch um einmal ein Hungergefühl zu überwinden – kurz: um wohlauf und leistungsfähig zu sein!
So ganz unrecht hat freilich der Verteidiger der Zigarette nicht, denn der Tabak wirkt tatsächlich ausgleichend. Je nach

Anti-Nikotin-Reklame: Eine schwedische Schule verkaufte diese Pullover an ihre Schüler. Der Preis – eine Zigarettenpackung.

der Stimmung des Menschen erregt oder hemmt er die verschiedensten Funktionen. Ein Großteil des Erfolges ist aber auch an bedingte Reflexe gebunden: Der Raucher erwartet, wenn er sich eine Zigarette anzündet, daß er, je nachdem es die Situation verlangt, gesammelter oder munterer wird. In seinem Sinne beeinflussend wirkt bereits das mit dem Rauchen einhergehende Zeremoniell: das Entfalten der hübschen Schachtel, das Entnehmen des schlanken „Stäbchens", das Entflammen des Zündholzes, der erste Zug, das befreiende tiefe Aushauchen des blauen Dunstes.
Der gierige Raucher allerdings macht weniger Umstände, weil der Drang in ihm übermächtig geworden ist. Er kennt meistens auch kein Maßhalten, so daß es fraglich ist, ob er überhaupt noch den erwünschten Rauchgenuß, die ersehnte Tabakbefriedigung erfährt.
Noch um die Jahrhundertwende war der Lungenkrebs eine sehr seltene Krankheit; so daß sich die Mediziner nach einigen Jahrzehnten besorgt fragen mußten, weshalb er sich in gewissen Ländern, auch in Deutschland, plötzlich erschreckend mehrte – und zwar hauptsächlich bei Männern –, in anderen Gebieten aber, beispielsweise in Island, nach wie vor wenig auftrat.
Zu den Forschern, die sich mit der Lösung des Rätsels befaßten, gehörte auch der vor einiger Zeit verstorbene Vorsitzende des Krebskomitees der Deutschen Demokratischen Republik, Professor Doktor Fritz Lickint aus Dresden. Er – wie auch seine Kollegen in Amerika oder in England – kam schließlich zu dem Ergebnis, daß nur zwei Faktoren als Erzeuger des sich rasend ausbreitenden Lungenkrebses in Frage kommen: die durch die wachsende Industrialisierung hervorgerufene allgemeine Luftverunreinigung und – das Zigarettenrauchen. Nein! Nur das Zigarettenrauchen! Denn die logisch denkenden Forscher sagten sich bald, daß von der Luftverpestung ja auch die Frauen betroffen sind, die vom Lungenkrebs dennoch nicht in solche Mitleidenschaft gezogen worden waren.
Und es fiel auf, daß bei allen Krebsdiagrammen die beklemmend ansteigende Lungenkrebskurve eine fatale Ähnlichkeit mit der sprunghaft aufstrebenden Kurve des Zigarettenverbrauchs zeigte. Daraufhin wetteiferten zahlreiche europäische und amerikanische Krebsspezialisten und Chemiker miteinander, um das den Lungenkrebs verursachende Etwas im Tabakrauch ausfindig zu machen. Mitarbeiter des chemischen Laboratoriums der „American Medical Association" stellten fest, daß der Hauptstrom einer einzigen Zigarette 17,8 Milligramm Teer enthält und eine Raucherlunge bei einem Tageskonsum von zwanzig Zigaretten jeweils etwa dreihundertsechsundfünfzig Milligramm, mehr als ein drittel Gramm also, aufnimmt.
Und was noch alarmierender ist: Der namhafte Freiburger Krebsforscher Professor Doktor Hermann Druckrey wies in einer sensationellen Versuchsreihe nach, daß beim tiefen Inhalieren des – im Gegensatz zum alkalischen Rauch der Zigarre oder Pfeife – leicht einzuatmenden „sauren" Rauches der Zigarette über neunzig Prozent der im Tabakteer vorhandenen krebserzeugenden Kohlenwasserstoffe, besonders Benzpyreme, in der Lunge zurückgehalten werden. „Denn die menschliche Lunge ist ja kein Schornstein, aus dem die inhalierten Kanzerogene und anderen schädlichen Wirkstoffe wieder nach außen gelangen könnten", sagte Druckrey in seiner Versuchsmitteilung.

Wissenschaftler warnen

In seiner ersten Versuchsreihe hatte Professor Druckrey seine Studenten eine Zigarette ohne Lungenzug rauchen und den Rauch in eine mit chemisch reinem Benzin gefüllte Glasflasche blasen lassen. Anschließend brachte er die Flasche in ultraviolettes Licht, in dem Kohlenwasserstoffe bekanntlich fluoreszieren, also aufleuchten. Mittels Spektralanalyse konnte er erkennen, daß den überwiegenden Teil der fluoreszierenden Inhaltstoffe die krebserzeugenden aromatischen Kohlenwasserstoffe ausmachen. In der zweiten Versuchsreihe hieß Druckrey seine Studenten, den Zigarettenrauch erst nach kräftigen Lungenzügen in die Flasche zu blasen. Und wahrhaftig: Nahezu alle fluoreszierenden Stoffe einschließlich der krebserzeugenden verblieben in der Lunge, wie die chemische Analyse ergab. –
Ein junger Mediziner der Universität Washington, Doktor Wynder, konstruierte mit einigen Mitarbeitern eine Apparatur, die das Zigarettenrauchen des Menschen nachahmt, jedoch gleich sechzig Zigaretten mit einemmal pafft und den dabei entstehenden Tabakteer in gläsernen Kondensationsbehältern niederschlägt. Mit diesem Teer bestrich Wynder jeden zweiten Tag den rasierten Rücken von Mäusen. Nach ungefähr sechzehn Monaten trat bei etwa der Hälfte der Versuchstiere Krebs auf, und zwar, wie Wynder versichert, „Krebs von jenem Typus, der auch die menschliche Lunge befällt".
Gegenwärtig sind die Krebsforscher in aller Welt damit beschäftigt, in Tierversuchen herauszufinden, welche Bestandteile im Tabakteer außer den Kohlenwasserstoffen krebserzeugend wirken. „Die Kohlenwasserstoffe sind zweifellos nicht allein verantwortlich", erklärt Doktor Erhard Geissler vom Institut für Krebsforschung der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin-Buch. „Möglicherweise tragen Kohlenwasserstoff plus Phenole, möglicherweise aber auch dritte Substanzen des Zigarettenrauches die Hauptverantwortung für Lungenkrebs."
Wie dem auch sein mag: Tabakteer enthält kanzerogene (krebserzeugende) Stoffe, und Zigarettenraucher fallen erwiesenermaßen um über das Anderthalbfache mehr als die Nichtraucher dem Lungenkrebs zum Opfer. Um einen aufrüttelnden Zahlenvergleich zu erbringen, haben die amerikanischen Krebsstatistiker Hammond und Horn ziemlich vier Jahre hindurch 36 975 Männerpaare beobachtet, die in siebzehn Eigenschaften, wie Alter, Körpergröße, Rasse, Temperament, Beruf, Gesundheitszustand, Lebensgewohnheiten und so weiter, übereinstimmten und sich nur darin unterschieden, daß die einen Fast-Zwillings-Partner Raucher von zwanzig und mehr Zigaretten täglich, die anderen Nichtraucher waren. Von ihnen starben im Versuchszeitraum 2047 Personen: 1385 Raucher und 662 Nichtraucher. Davon wiederum an Lungenkrebs 110 Raucher, aber nur 12 Nichtraucher.
Zu ähnlich erschütternden Ergebnissen gelangte eine amerikanische Expertenkommission unter Leitung des Krebsforschers Luther L. Terry. Sie wertete im Auftrage des Präsidenten John F. Kennedy ihre von 1951 bis 1959 in England, den Vereinigten Staaten und Kanada an 1 223 000 gesunden Männern und Frauen im Alter von 35 bis 64 Jahren durchgeführte Fragebogenaktion aus. Ihr anfangs 1964 durch das amerikanische Gesundheitsministerium veröffentlichter 387 Seiten langer Bericht läßt laut „Newsweek" den Zigarettenrauchern „auch nicht den Hauch des Trostes". Seine wichtigsten Schlußfolgerungen lauten: Die Zigarettenraucher sterben früher! Ihre Sterblichkeitsziffer liegt durchschnittlich um etwa siebzig Prozent höher als die der Nichtraucher! Ein Drittel der höheren Sterblichkeit der Raucher kommt auf das Konto des Lungenkrebses! Ganz präzise ausgedrückt: Jeder zehnte Raucher stirbt an Lungenkrebs! Das zunehmende Rauchen der Frau wird sich nach gewisser Laufzeit, die der Krebs zu seiner Entwicklung benötigt, gleichfalls verhängnisvoll auswirken.
Im gesamten Deutschland fallen heute schon jährlich rund fünfzehntausend Zigarettenraucher dem Lungenkrebs zum Opfer!
„Doch das ist nur die eine Schädigung, die übermäßiges Rauchen mit sich bringt", erklärt uns der Direktor des Pathologischen Instituts im Städtischen Krankenhaus Berlin-Friedrichshain, Professor Doktor Bahrmann. Er beschäftigt sich seit langem mit dem Problem der Tabakgefahren und hat sich den Kampf gegen das Rauchen zur Lebensaufgabe gemacht. „Auch das für den Zigarettengenuß wesentliche Nikotin ist nicht harmlos. Von manchen Menschen wird seine Gefährlichkeit unterschätzt; dabei ist Nikotin nach Zyankali eines der gefährlichsten Gifte, die wir kennen."
Es wurde 1828 erstmalig von den deutschen Chemikern Posselt und Reimann als eine farblose, an der Luft sich schnell gelb bis braun verfärbende, ätzende Flüssigkeit dargestellt und nach jenem Monsieur Nicot benannt, der den Tabak in Europa fälschlich als Arzneimittel empfahl und verbreitete. Es wirkt auf das Nervensystem, besonders die vegetativen Ganglien, die sogenannten Schaltstationen der Nerven, wo eine Erregung von einem Nervenende auf das andere übertragen wird. Zunächst hat es eine erregende, nach einer Weile aber eine lähmende Wirkung. Ganz deutlich läßt sich diese zwiespältige Wirkung des Nikotins an der Pupille beobachten, die sich unter seinem Einfluß zuerst verengt und dann allmählich erweitert. Wie heftig Nikotin das vegetative Nervensystem durcheinanderbringt, erfährt fast jeder Jugendliche, der zum ersten Mal raucht. Er erblaßt plötzlich und fühlt sich hundselend.
Auch die normale Darmbewegung gerät unter Nikotineinwirkung durcheinander. Klinisch-statistische Erhebungen bezeugen eindeutig, daß Raucher häufiger an Magenschleimhautentzündung erkranken als Nichtraucher. Das Gift wird von den Schleimhäuten und der Haut leicht aufgenommen. Schon wenige Tropfen reinen Nikotins auf der Haut können schwere Schäden herbeiführen. So trug eine von starken Zahnschmerzen gepeinigte siebenundzwanzigjährige Gärtnersfrau eine schwere Vergiftung davon, als sie sich den kranken Zahn versehentlich mit einer achtzigprozentigen Nikotinlösung betupfte statt, wie beabsichtigt, mit Jod. Ein Kleingärtner, der seine Obstbäume unfachgemäß mit einem nur geringfügig nikotinhaltigen Schädlingsbekämpfungspulver bestäubte, litt acht Tage an Müdigkeit, Schweißausbruch, Herzklopfen und Angst, bevor man die Ursache entdeckte.
Von einigen Autoren wurde festgestellt, daß bei Rauchern eigenartige entzündliche Verdickungen an den Gefäßinnenwänden der Beine und des Herzkranzes zu finden sind. „Wie verhält es sich damit?" fragen wir Professor Bahrmann.
„Während sich die Mehrsterblichkeit der Raucher zu einem Drittel auf den Lungenkrebs bezieht, entfallen die noch verbleibenden zwei Drittel auf Herz- und Kreislauferkrankungen. Das Nikotin begünstigt

FORTSETZUNG AUF SEITE 14

Erst ké

Der Tagesablauf von heute?
Nichts als Hast und Eile,
Tempo –
Tempo von früh bis spät.

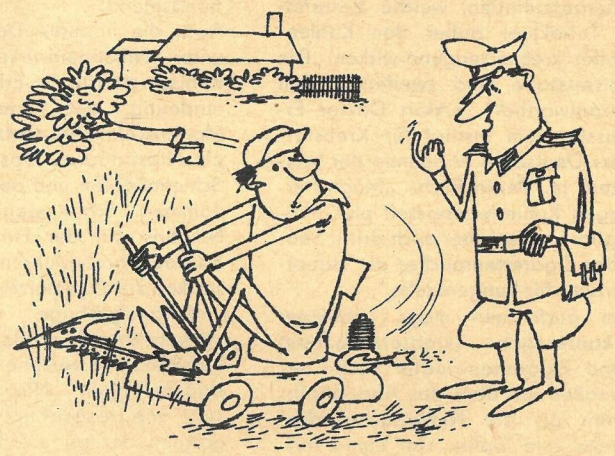
Kein Wunder, daß Achsel- und Körperschweiß auftreten.

Diesen Körpergeruch übertüncht man nicht – man beseitigt ihn mit ké, dem wirksamen Desodorstift.

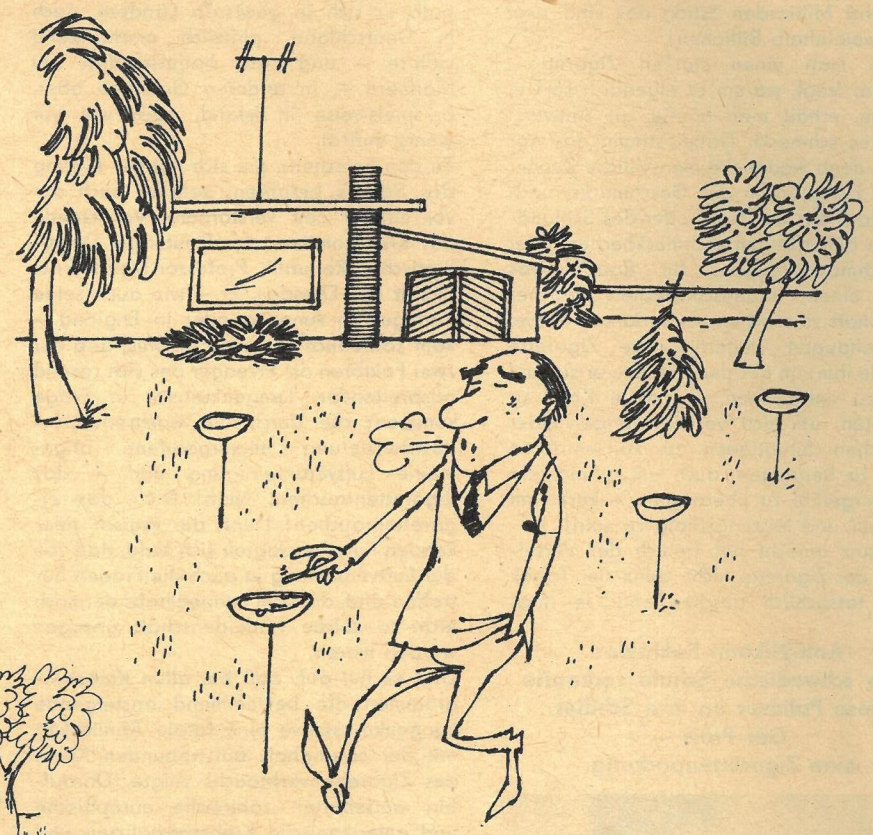
Ein paar Striche, schon sind Sie frisch!

ké Desodorstift
für 1,70 MDN im Fachhandel erhältlich.

EIN REICHALDA-ERZEUGNIS

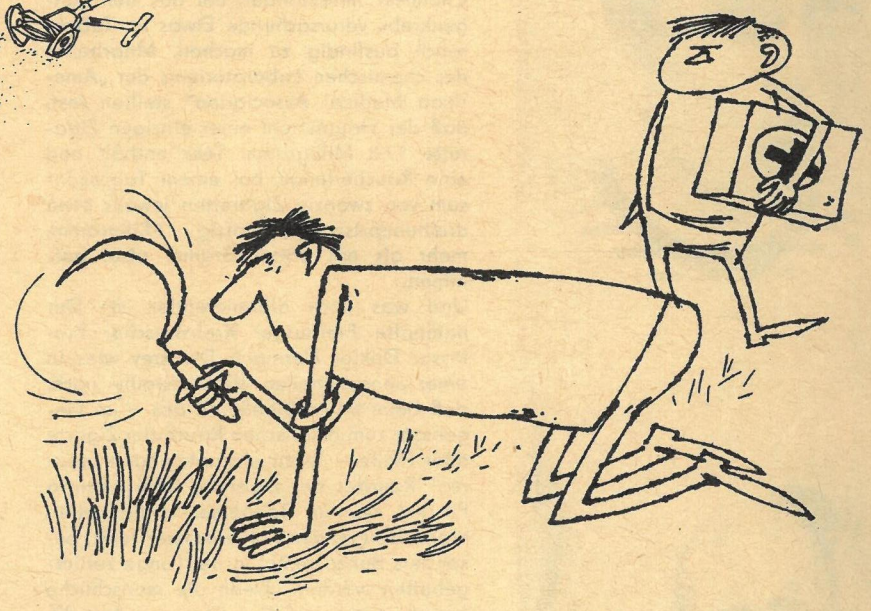


„Die Fahrerlaubnis bitte!"



RUDI RIEBE

GRASHUPFER



FORTSETZUNG VON SEITE 13

sehr die Durchblutungsstörungen des Organismus. Wenn beispielsweise ein Patient an einer Endangitis obliterans, einer inneren Entzündung der Beingefäße, leidet, die sich in ziehenden Schmerzen äußert, so daß der Patient bereits nach hundert bis zweihundert Metern, bisweilen sogar nach noch kürzeren Wegstrecken stehenbleiben muß, so wird die Krankheit durch Rauchen erheblich verschlimmert werden und unter Umständen die Amputation des befallenen Beines nach sich ziehen. Ähnliches trifft für die Herzkranzgefäßerkrankungen zu, bei denen das Rauchen ebenfalls eine unheilvolle Verschlechterung bewirkt, so daß es oft genug mit Angina pectoris und Herzinfarkt endet!"

„Ich wiederhole", fährt Professor Bahrmann fort, „Nikotin ist eines der stärksten Gifte, die wir kennen! Die tödliche Dosis bei Nichtrauchern wird mit vierzig bis sechzig Milligramm angegeben. Diese Menge findet sich in einer halben Zigarre mittlerer Größe. Eine Zigarette enthält bis zu zwanzig Milligramm Nikotin. Die beim Zigarettenrauchen inhalierte Menge hängt in besonderem Maße von der Rauchgeschwindigkeit ab. Für gewöhnlich nimmt ein inhalierender Raucher bei einer Zigarette ein bis zwei Milligramm auf. Daher kann sich ein ‚Kettenraucher' im Laufe eines Tages mehr als die tödliche Dosis zuführen. Wenn er dennoch nicht daran zugrunde geht, so allein deshalb, weil der Körper sich bemüht, das Nikotin rasch zu entgiften, und anderseits eine Gewöhnung eintritt. Der Tabakgenuß führt sehr bald zu einer Art Abhängigkeit, der in großem Maße auch Ärzte unterliegen, die wider alles bessere Wissen den offenkundigen Tabakschaden einfach nicht wahrhaben wollen!"

„Läßt sich der Tabakschaden durch Filterzigaretten herabmindern?"

„Leider haben nach den Ergebnissen objektiver Untersuchungen alle bisherigen Zigarettenfilter nicht das gehalten, was von ihnen erwartet wurde", erwidert Professor Bahrmann. „Die besonderen krebserzeugenden Stoffe des Zigarettenrauches werden nur geringfügig erfaßt. Selbst die besten Filter halten höchstens zwanzig Prozent der kanzerogenen Substanzen zurück."

„Was kann man dann tun?"

„Abgewöhnen! Rigoros abgewöhnen! Geeignetste Termine für die Entwöhnung sind der Urlaub oder eine Erkrankung, bei der die Zigarette ohnehin nicht ‚schmeckt'", sagt Professor Bahrmann. „Bei sehr starken Rauchern ist eine psychotherapeutische Entwöhnungskur möglich, die durch verschiedene Medikamente unterstützt wird."

„Es soll doch ein wirksames Mittel geben, das ‚Lobelin'. Wie verhält es sich damit?"

„Nach eigenen Versuchsergebnissen konnten Raucher in etwa der Hälfte der Fälle durch Lobelintabletten entwöhnt werden", berichtet Professor Bahrmann. „Das Lobelin ist dem Nikotin chemisch und pharmakologisch sehr ähnlich und ergibt bei einem hinreichenden Blutspiegel leichte Unverträglichkeitserscheinungen. Der Drang zum Rauchen vermindert sich. Die dann etwa noch gerauchten Zigaretten vermitteln nur noch einen strohigen Geschmack, so daß der Patient das Rauchen lieber bleibenläßt . . ."

Doch Professor Bahrmann verhehlt nicht: „Lobelin ist eine Brücke, eine bescheidene Brücke, und nur wer sehr guten Willens ist, dem hilft es, über die ersten Wochen hinwegzukommen."

Das Beste ist und bleibt schon: Man fängt mit dem Rauchen gar nicht erst an. Nichtraucher leben zehn bis zwanzig Jahre länger als Raucher. Und die Frauen mögen bedenken, daß sie, wie experimentell erwiesen, durch Nikotingenuß wesentlich vorzeitiger altern als die Männer.

IM NÄCHSTEN HEFT LESEN SIE:
DÄMON ALKOHOL

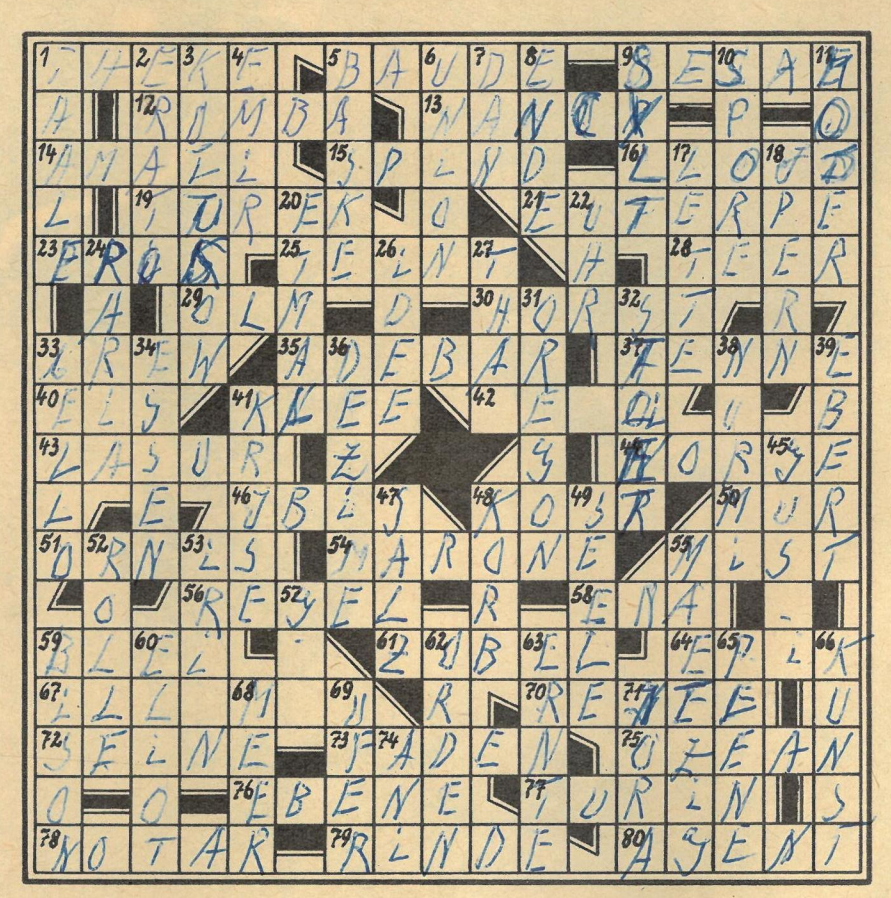
Soll es erst soweit kommen? Nein!

Deshalb vorbeugend Exlepäng-Haarpflege mit modernen Wirkstoffen benutzen! Exlepäng ist ein Spezialerzeugnis zur vorbeugenden Haarpflege und enthält erstmalig allantoinhaltigen Extrakt und einen Wirkstoff, der zu den Bausteinen des Haares in unmittelbarer Beziehung steht. Weit über ein halbes Jahrhundert bürgt der Name Exlepäng für Qualität und Wirkung.

Parfümeriefabrik Exlepäng Markkleeberg/Leipzig

RÄTSEL

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Schanktisch, 5. Rasthütte, 9. tropische Ölpflanze, 12. Gesellschaftstanz, 13. Stadt in Nordfrankreich, 14. italienischer Geigenbauer, 15. schmaler Schrank, 16. Name von Schiffahrtsgesellschaften, 19. deutscher Schriftsteller („Die letzte Heuer"), 21. Muse der Musik, 23. größere erzählende Versdichtung, 25. Gesichts-, Hautfarbe, 28. Kohledestillat, 29. Schwanzlurch, 30. Vogelbau, 33. Schiffsmannschaft, 35. Bezeichnung für den Storch, 37. Teil der Scheune, 40. Gefrorenes, 41. Futterpflanze, 42. italienischer Maler (†1642), 43. durchsichtiger Farbüberzug, 44. europäischer Staat (landessprachlich), 46. Storchvogel, 48. Verpflegung, 50. Nebenfluß der Drau, 51. Vogelwelt, 54. eßbare Kastanie, 55. Naturdünger, 56. Vorschrift, Richtschnur, 58. weiblicher Vorname, 59. Metall, 61. kleines Pelztier, 64. literarische Gattung, 67. Gipfel der bolivianischen Anden, 70. Ruhegeld, 72. französischer Fluß, 73. Nähmaterial, 75. Gewässer, 76. Landschaftsform, 77. Stadt in Oberitalien, 78. Jurist, 79. Teil mancher Pflanzen, 80. Spion.

Senkrecht: 1. Stadt im Harz, 2. Muse der Liebesdichtung, 3. russischer Feldherr (†1813), 4. orientalischer Titel, 5. Bewohner der Pyrenäen, 6. Vereinigung, 7. Meistergrad im Judo, 8. Schluß, 9. Nordseeinsel, 10. Pflanzenkeim, 11. Fäulnisstoff, 17. Bewohner einer Sowjetrepublik, 18. Stadt in Westflandern, 20. Schiffstagereise, 22. Zeitmesser, 24. Unterdrückter, Entrechteter, 26. Gedanke, 27. Trockengebiet in Vorderindien, 31. USA-Staat, 32. Lachsfisch, 33. Saiteninstrument, 34. westdeutsche Industriestadt, 36. zehnter Ton der diatonischen Tonleiter, 38. finnischer Rekordläufer, 39. Oberbürgermeister von Berlin, 41. Wendepunkt, gefährliche Lage, 45. russisches Volksinstrument, 47. Gewürz, 48. Behältnis, 49. Kabelinneres, 52. Turnübung, 53. größte Insel Melanesiens, 55. DEFA-Regisseur, 57. Stadt in Südfrankreich, 59. Büffel, 60. englische Romanschriftstellerin (†1880), 62. Auszeichnung, 63. Fruchteinbringung, 65. Fluß in Mecklenburg, 66. besonderes Können, 68. Gewässer, 69. Flußrand, 71. Drama von Ibsen, 74. spanischer patriotischer Schriftsteller.

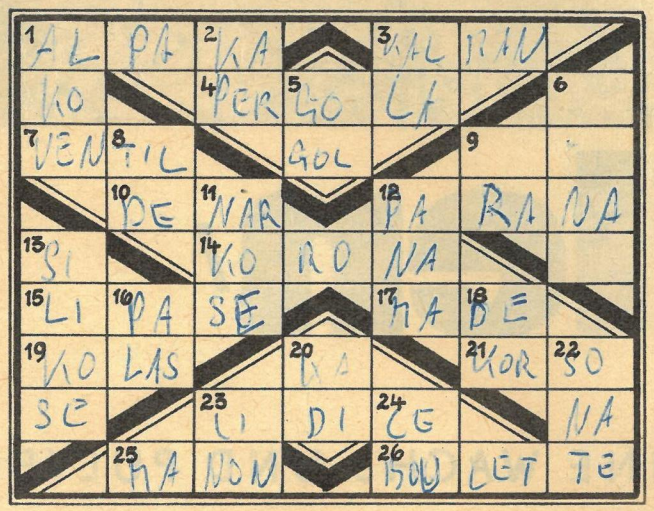
SILBENRÄTSEL

a ä am ar bant blen brah bri but da de de de dra e ei el en fa fla ge ge gen gen gi gu ha heit i in jew ker le li lo lol ma ma ma ment mis ne nell ner nier no non nor nu on pe pu ra ran re rich ris rous sa seau sen sen stanz stei stein ta te tel ti ti tik to tra tra vi we

Es sind vierundzwanzig Wörter zu bilden, deren vierte und erste Buchstaben, abwärts gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben.

1. europäischer Staat, 2. Einheit der elektrischen Stromstärke, 3. Forstschädling, 4. Gewebeart, 5. altgriechische Landschaft, 6. Münzkunde, 7. günstiger Augenblick, 8. Begleitstern, 9. Wildfrucht, 10. Elektrode, 11. Spinnenart, 12. aufsehenerregendes Ereignis, 13. fototechnischer Begriff, 14. Männername, 15. wasserreichster Strom Asiens, 16. Beweismittel, Grund, 17. italienische Filmschauspielerin, 18. Schauspieldichter, 19. sowjetischer Schriftsteller („Die junge Garde"), 20. weiblicher Vorname, 21. französischer Schriftsteller und Philosoph (†1778), 22. zuständige Stelle, 23. sowjetischer Filmregisseur († 1948), 24. Rheinweinsorte.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Neusilber, 3. ungarischer Operettenkomponist (†1953), 4. Laubengang, 7. Verschlußteil, Absperrvorrichtung, 9. Gestalt aus „La Bohème", 10. altrömische Silbermünze, 12. Fluß in Südamerika, 14. Strahlenkranz um die Sonne, 15. fettspaltendes Ferment, 17. Insektenlarve, 19. sowjetischer Dichter („Partisanen am Pripjat"), 21. Schaufahrt, 23. tschechoslowakische Bergarbeitersiedlung (Nationaldenkmal der ČSSR), 25. Oper von Massenet, 26. gebratenes Fleischklößchen.

Senkrecht: 1. fensterloses Nebengemach, 2. Gewürzknospe, 3. Zierpflanze, 5. russischer realistischer Dichter („Die toten Seelen"), 6. grammatikalischer Begriff, 8. Aussprachezeichen, 9. veränderlicher Stern, 11. Betäubung, 12. Land in Mittelamerika, 13. Lungenerkrankung, 16. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 18. Verzierung, 20. mohammedanischer Richter, 22. Musikstück, 23. Gewebeart, 24. Philippineninsel.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 28

Kreuzwort- mit Wabenrätsel. Waagerecht: 1. Stufe, 5. Kilo, 8. Erbin, 11. Effl, 12. Eloge, 13. Erato, 15. Eins, 16. Melos, 19. Koserow, 20. Zakopane, 21. Ogowe, 24. Titel, 25. Fine, 26. Sein, 28. Sack, 30. Saat, 33. Rerik, 35. Gagra, 36. Nessebar, 41. Balaton, 44. Drops, 45. Reni, 46. Erika, 47. Asien, 48. Neid, 49. Weste, 50. Geiz, 51. Tatra. – Senkrecht: 2. Taro, 3. Fete, 4. Eforie, 5. Kiew, 6. Lenz, 7. Olsa, 8. Egmont, 9. Reep, 10. Ikon, 13. Ekhof, 14. Aston, 17. Laotse, 18. Sellin, 22. Gina, 23. Welk, 26. Sosa, 27. Isar, 28. Strand, 29. Caruso, 31. Aguti, 32. Tacna, 34. Kresse, 35. Geleit, 37. Erle, 38. Spat, 39. Areg, 40. René, 41. Binz, 42. Arda, 43. Oker. **Wabenrätsel.** 1. Mamaia, 2. Manier, 3. Durres, 4. Dessau, 5. Raster, 6. Göhren, 7. Höcker, 8. Kaktee, 9. Misket, 10. Bansin, 11. Nassau, 12. Sinaia.

Silbenrätsel. 1. Wieland, 2. Eisbär, 3. Natter, 4. Neuber, 5. Suttner, 6. Casanova, 7. Hooverdamm, 8. Lanner, 9. Indianer, 10. Meerane, 11. Mariza, 12. Ernani, 13. Stafette, 14. Grundig, 15. Eschweiler, 16. Sahara, 17. Cadiz, 18. Hieroglyphen, 19. Ihrer, 20. Endspurt, 21. Hieflau, 22. Turbine, 23. Ivens, 24. Sassafras, 25. Toskana, 26. Nachbar, 27. Inhalation, 28. Cowboy, 29. Hierarchie, 30. Thiele, 31. Nugat, 32. Usedom, 33. Renner, 34. Dederon, 35. Eggerath, 36. Rienzi, 37. Sasse, 38. Cocktail, 39. Häher, 40. Ulema, 41. Lehar, 42. Dielektrikum, 43. Ignorant, 44. Goldschmied, 45. Diät, 46. Elßler, 47. Rotation. – „Wenn Schlimmes geschieht, ist nicht nur der schuldig, der es tut, sondern auch der, der es schweigsam geschehen läßt."

Ein neues DING MIT PFIFF (86) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 24. Juli 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

DING MIT PFIFF (82): Sägebock. Je ein Buch gewannen: R. Schumann, Erfurt; Karl Teichert, Ehrenfriedersdorf; Franz Lude, Frankfurt (Oder).

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck (III 9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9 1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 45 65

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b
RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

Wellen-Flitzer

OHNE WACHS UND PULVERSCHNEE

Viele neue Disziplinen sind in den letzten Jahrzehnten im Sport entstanden, die ihren Ursprung in einer Spielerei, einem Zeitvertreib oder einem Zeremoniell haben. Sie wurden entdeckt, wieder vergessen, um Jahre später die ganze Welt in ihren Bann zu ziehen. So ähnlich erging es auch dem Wasserski.

Blauer Himmel, südliche Sonne und das Meer mit seinen tosenden Wellen bildeten die Kulisse der Geburtsstunde des Wasserskis. Um ganz genau zu sein, des Wellenreitens, eines jahrhundertealten Brauchs der Hawaii-Bewohner. Missionaren war dieses „heidnische Vergnügen" der jungen Inselbewohner ein Dorn im Auge. Die Abgesandten der Kirche ließen nichts unversucht, um diese Betätigung in der Versenkung verschwinden zu lassen. So geriet das Wellenreiten um 1820 in Vergessenheit. Erst um die Jahrhundertwende erinnerte man sich wieder daran, und geschäftstüchtige Amerikaner schlugen aus diesem Vergnügen Kapital. Entlang der Küste Floridas schossen Wasserskiklubs wie Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden.

In Europa übernahmen die Österreicher die Rolle der Pioniere, weil sie auch im Sommer ihrem Skisport nachgehen wollten. Da Not bekanntlich erfinderisch macht, und die ersten Augenzeugen vom Skilaufen auf dem Wasser berichteten, begannen sie mit dem Wasserskikjöring. So wurde die neue Sportart auch in Europa bekannt und fand schnell in den Küstenländern eine Heimat. Die ersten Vergleichskämpfe zwischen einzelnen Städten fanden statt, Landesmeisterschaften wurden durchgeführt, die Besten trafen sich zu den europäischen Titelkämpfen und 1939 sogar zu den ersten Weltmeisterschaften. Außer Figurenlaufen und Slalom stand auch das Springen auf dem Programm, nachdem diese Übung bereits 1930 auf dem Rhein und dem Main den staunenden Zuschauern vorgeführt worden war.

Diese, durch das Anschaffen von Motorbooten ziemlich kostspielige, Sportart fand nach 1945 in unserer Republik immer mehr Freunde und Aktive. Unter Anleitung des ADMV – die Aktiven sind dessen Mitglieder – bildeten sich die ersten Wasserskiklubs, und heute trifft man die Wellenflitzer an fast allen Seen oder Flüssen. So haben sie auch im Sommer die Möglichkeit Ski zu laufen, ohne Wachs und Pulverschnee.

FOTOS ERNST LUDWIG BACH / TEXT HANS REINWALD

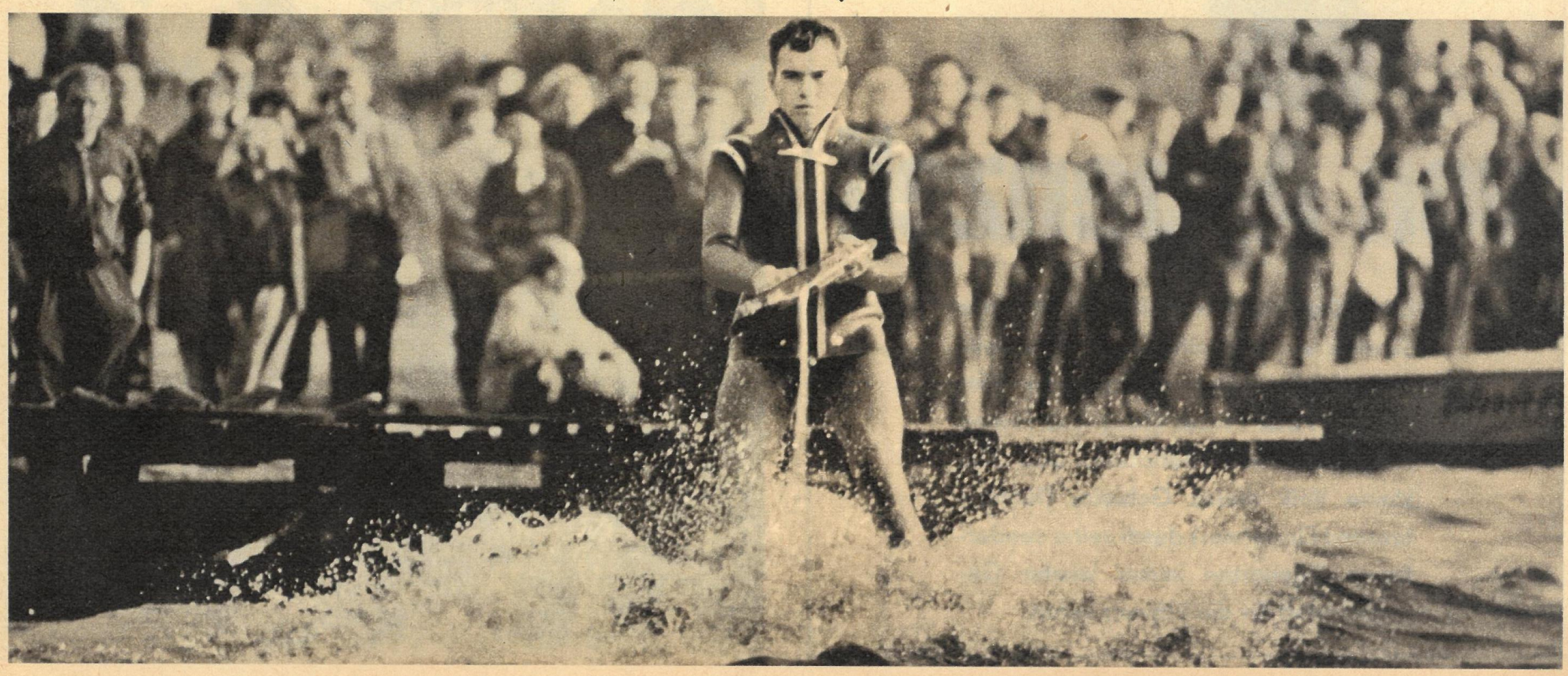
Eine neue Fahrt auf den Wellen kann beginnen. Auch hier ist der Weg vom Skihaserl zum Meisterläufer weit. Für Amateure ist es ein Vergnügen, ein schöner Sport für die Meister. In vier Disziplinen ermitteln sie ihre Besten: im Slalom, Figurenlaufen, Springen und in der Kombination.

Große Könner bewegen sich auf dem Wasser wie auf der Erde. Der Phantasie sind im Schaulaufen keine Grenzen gesetzt. Dabei kommt es vor allen Dingen auf das Gleichgewicht an, das diese drei Dynamosportler ohne Zweifel halten können. Genauso schwierig ist der Slalom. An Stelle der Stangen auf der Schneepiste sind im Wasser Bojen zu umkurven, wobei keine berührt werden darf. Das Motorboot rast hierbei mit rund fünfundvierzig Kilometern in der Stunde dahin.

Das Figurenlaufen grenzt oft an Artistik und setzt neben einer hohen Konzentration einwandfreie Körperbeherrschung voraus. Die zahlreichen Figuren werden nach einem international festgelegten Schema berechnet. So kann man ein Sprungsalto sehen oder das Fahren mit einem Ski, wenn die Zugleine am freien Fuß eingehängt ist.

Auch das Wasserspringen erfordert großen Mut. Immerhin werden Weiten erreicht, die an der Fünfzig-Meter-Marke liegen. Das Motorboot erreicht dabei Geschwindigkeiten um sechzig Kilometer in der Stunde.

Dem Anfänger bereitet der Start oft die größten Schwierigkeiten. Durch den plötzlichen Ruck beim Anfahren des Bootes gibt es häufig ein kühles Bad, ehe der Ritt auf den Wellen beginnt. Doch auch hier macht die Ubung den Meister. Eine reiche Auswahl von Brettern, vom Kinderski bis zum Trickski, ist in unseren Sportartikelgeschäften zu haben. Vielleicht versuchen Sie es auch einmal und werden Wellenflitzer.



Die ehrbaren

Wehrbaren

von Appenzell

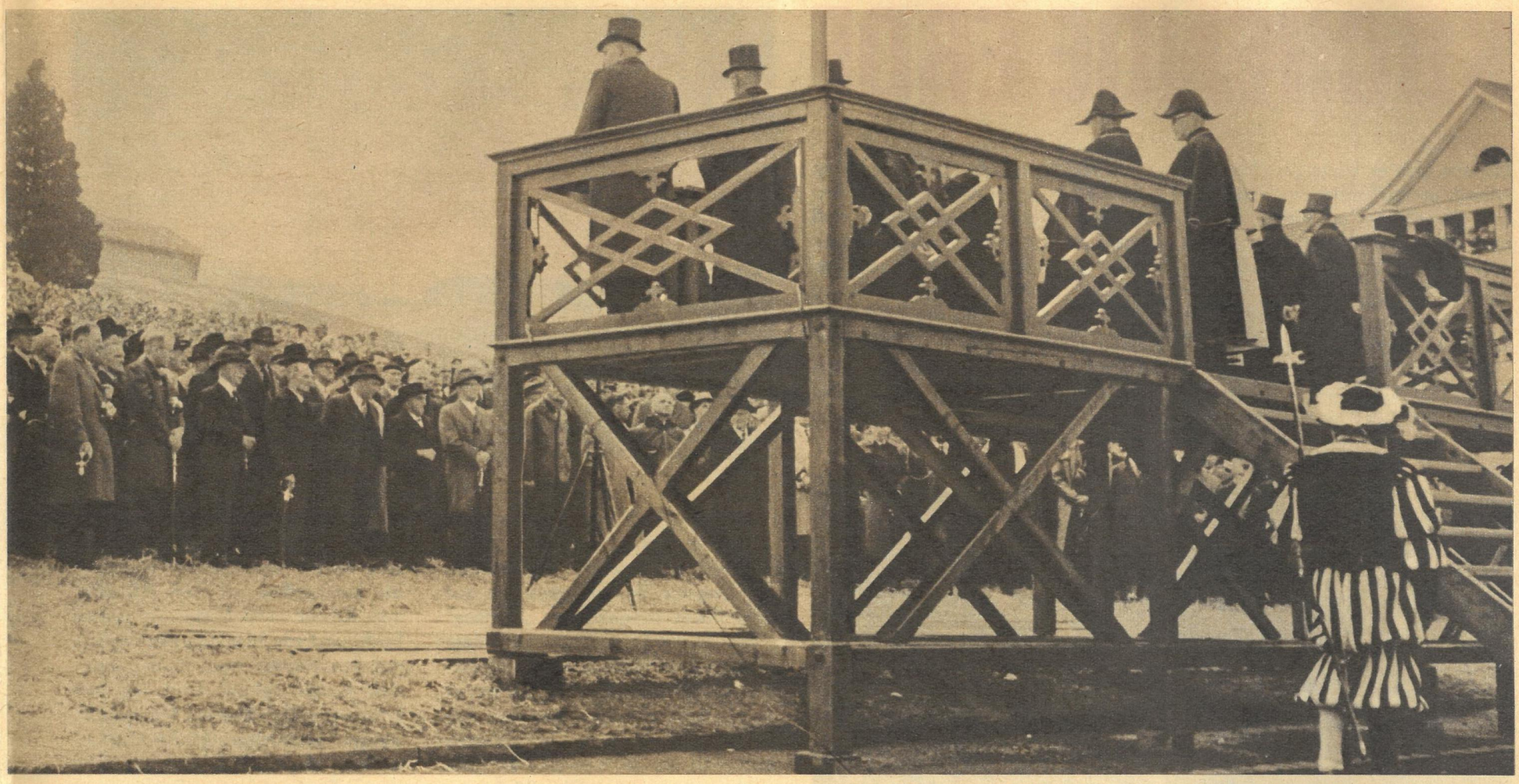
Diese Geschichte trug sich im Osten der Schweiz zu, im Halbkanton Appenzell-Außerrhoden. Unsere Schweizer Mitarbeiter Peter Presch (Text) und Jochen Zraggen (Fotos) berichten, daß das kleine Volk dieses Gebietes (fünfzigtausend Einwohner) durch seine sonderbaren Eigenarten immer wieder Gesprächsstoff für die Schweiz liefert.

Im Schwyzer Halbkanton Appenzell-Außerrhoden wurde kürzlich wieder einmal „gewählt". „Gewählt" wurden sieben Regierungsräte, Vertreter der fünfzigtausend Einwohner des Halbkantons, dessen Bewohner vorwiegend Bauern und Hirten, Spinner und Weber, eine kleine, reiche und daher einflußreiche Schar aber „Medizinmänner" und Quacksalber sind. Die neuen Regierungsräte rekrutieren sich wie eh und je aus dem Kreise der Appenzeller Besitzbürger. Es sind Fabrikbesitzer, Viehhändler, Autohändler, Richter und Rechtsanwälte. Kein Bauer und kein Arbeiter brachte es hier bisher zum Regierungsrat. Dafür sorgte das mittelalterliche Wahlsystem, dessen wesentlichster Zug ist, daß die Wahl nicht geheim vor sich geht. Jeder sieht, für wen der andere stimmt. Und so kontrolliert der Fabrikbesitzer den Meister, der Meister den Arbeiter, der Viehhändler den Bauern, der Bauer den Knecht.

Wähler und Wahlkandidaten trafen sich auch diesmal zu der mittelalterlichen Wahlkomödie unter freiem Himmel auf der Appenzeller „Landsgemeinde". Der uralte Brauch besagt: Wählen und gewählt werden kann, wer ehrbar ist. Ehrbar ist, wer wehrbar ist – und zum Zeichen dessen „die Seitenwehr" am Leibgürtel hängen hat. Die Seitenwehr kann ein Säbel sein, ein altertümliches Schwert, ein Langdolch oder auch das Bajonett des Schweizer Armee-Sturmgewehrs. „Hauptsache", so schreibt ein Schweizer Gelehrter, „die Waffe, Vorrecht und Auszeichnung des freien Mannes, ist vorhanden." Und so wurden auch dieses Jahr nach altem Brauch die „freien Männer", das heißt die „getreuen lieben Mitlandleute und Bundesgenossen", eingeladen, sich zur vorgeschriebenen Zeit, „am Sonntag um elf Uhr", in „anständiger Kleidung und mit einem Seitengewehr zur Landsgemeinde einzufinden".

Bevor aber der „ehrbare wehrbare" arme Teufel, der Bauer, Hirt oder Arbeiter, diesmal seine befrackten Interessenzertreter

Die wehrbaren Patentdemokraten beim heiligen Akt.



Wodan und die alten Germanen hätten ihre helle Freude.

wählen durfte, wurde er vom Landamman, dem Leiter der „Landsgemeinde", durch Ansprache und stilles Gebet auf seine verpflichtende Aufgabe präpariert. Dabei fehlte es im Jahre 1965 auch nicht an einer Verbundenheitsadresse des Landammans an die „freie Welt" und ihren amerikanischen Vortrupp, der in Asien Spreng-, Gas- und Napalmbomben auf vietnamesische Dörfer und Städte wirft. Der Rütlischwur schien vergessen . . .

So dauerte es kaum eine Stunde, bis die Appenzeller ehrbaren Wehrbaren die Verantwortung für die Geschicke von Volk und Land in die Hände von Leuten gelegt hatten, für die auch das politische Amt ein Geschäft ist. Der Mutige, der es wagt, bei der Abstimmung aus der Reihe zu tanzen, verliert zwar nicht „seine Seitenwehr", jedoch mit Sicherheit den Arbeitsplatz. Ein altgermanischer Wahlbrauch, historisch längst überholt, aber im Interesse der Macht der Besitzenden künstlich konserviert und in die Zeit der kapitalistischen Klassengesellschaft hinübergerettet, wird zur Waffe gegen den Fortschritt. Der historische Firlefanz der „Landsgemeinde" mit den säbelgegürteten „Mitlandleuten und Bundesgenossen" täuscht eine Klassenharmonie vor, die es nicht gibt, mögen die begüterten Herren auch einstimmig zu Regierungsräten „gewählt" worden sein.

Dem politischen Anachronismus entspricht der wirtschaftliche Widersinn. Im Jahre 1871 öffnete ein Kantonalgesetz der unbehinderten Tätigkeit von Kurpfuschern Tür und Tor. Vierundneunzig Jahre war Appenzell mittelalterliche Kräuterküche, geheimnisumwitterte Pillenfabrik, unerschöpfliche Goldgrube und uneinnehmbares Bollwerk raffinierter Quacksalber. Halb Europa pilgerte per Auto und Kraftomnibus in den Kanton, der keinen einzigen Kilometer Eisenbahn hat. In diesem voralpinen Land kurieren ehemalige Sanitäter, umgesattelte Schlosser, arbeitslose Tischler, bankrotte Kaufleute, analphabetische Bauern, gescheiterte Theologen, geldgierige Sektenprediger und exmatrikulierte Medizinstudenten, und jeder tut es auf seine unwissenschaftliche Art. Das Gewerbe brachte viele Patienten vorzeitig unter die Erde, machte seinen Mann aber reich. 1959 wurden von einhundertsiebenundneunzig „Naturheilkundigen" und „Heilmittelversandhäusern" ein Jahreseinkommen von drei Millionen und ein Vermögen von über zehn Millionen Schweizer Franken versteuert. Heute gibt es im Kanton Appenzell zweihundertfünfzig offiziell registrierte „Naturheilkundige". Beim größten Teil dieser Leute darf man getrost bezweifeln, daß sie etwas von ärztlicher Kunst verstehen. Daß die Mehrzahl von ihnen Meister der Steuerhinterziehung ist, weiß jeder. Aber sie ziehen Fremde, Deutsche, Franzosen, Belgier, Holländer ins Land, das mit dem Aberglauben und der Dummheit der Ausländer auf diese Weise zusätzliche Geschäfte macht. Andere Schweizer Kantone warnten mehrfach vor den Erzeugnissen der Appenzeller Medizinmänner. Endlich wurde auch eine „Sanitätskommission" eingesetzt. Sie soll das fast hundert Jahre alte Medizinalgesetz der Appenzeller in „einen Rahmen bringen, der eine gewisse Ordnung herbeiführen kann und doch die Freiheit der ärztlichen Praxis gewährleistet".

Für diesen dehnbaren „Rahmen" konnten die auf der diesjährigen „Landsgemeinde" anwesenden ehrbaren wehrbaren Kräuterköche, Quacksalber und Medizinmänner unbesorgt stimmen. Die neugewählten Regierungsräte werden, so können die Quacksalber hoffen, den „Rahmen" schon nicht so eng machen, daß er als allzu drückend empfunden wird. Die „Grenze zwischen Naturheilärzten und Kurpfuschern" nicht allzu genau zu markieren, dürfte den Richtern und Rechtsanwälten gelingen. Schwerer wird es ihnen werden, auf die Dauer die Klassengegensätze zu verwischen, wie dies noch – wie lange noch? – während der Appenzeller „Landsgemeinde" gelang.

Ob's wohl an der Höhenluft liegt?

Wenn sie sich nur nicht so ernst nehmen würden!

KOCHENDE ERDE

Für uns gab es keine Zweifel: Wie Island, so muß ein gerade an seiner Oberfläche erkalteter Planet sein. Überall kocht, brodelt, siedet und faucht es aus der dünnen Erdschale. Es scheint, daß der Mensch nur vorsichtig wagen dürfte, ein wenig auf ihr herumzutreten. 150 Vulkane waren seit der Eiszeit auf diesem Eiland tätig, 30 brachen seit der Besiedlung aus, in den letzten Jahrhunderten etwa alle vier Jahre. Und so kann man getrost den Angaben Glauben schenken, daß etwa ein Drittel der Welt„produktion" an Lava „made in Island" ist. Endlos scheinen die Lavafelder zu sein, durch die sich die bleifarbenen Gletscherflüsse schlängeln. Heiße Quellen springen aus dem gelben, braunen und roten Wüstenboden und werden zur Heizung der Hauptstadt des Insellandes, Reykjavík, gebändigt. Die Attraktion Islands aber sind unbestritten die jüngsten Vulkanbabys, die aus dem Meer stiegen. Der „Surtsey" (Foto unten) spuckt seit dem 14. Oktober 1963 seine Rauchwolken 700 Meter hoch. Kürzlich hat er noch einen kleinen Nachbarn bekommen, der sich zur Zeit unseres Besuches schon anmeldete, aber noch nicht an der Oberfläche erschien. Den „Surtsey" zu besuchen war unser sehnlichster Wunsch. Aber nur in Begleitung erfahrener Geologen gestattete man uns, vom Inselland aus hinüberzufahren. Der jüngste Boden der Welt ist noch sehr weich; langsam nur erstarren die Lavaströme an dem erloschenen Krater. 170 Meter ist dieser hoch, und von hier oben kann man gut den zweiten noch feuerspeienden Krater sehen. Dort, wo die Lava wie dicker Brei ins Meer fließt, steigen undurchdringliche Dampfwolken empor. Wann wohl wird dieser Flecken unserer Erde einmal zur Ruhe kommen?

BILDBERICHT
VON ERICH MAIR UND JOSEF KOSCHAT